<36605761400013

<36605761400013

Bayer. Staatsbibliothek

№ 233

Skizzen von Italien.

Herausgegeben
von
Christian Penker.

Neue Sammlung.

Schwabach,
Gedruckt und verlegt bei Joh. Mart. Friedr. Mizler,
Königl. Preuß. Buchdrucker und Buchhändl.
1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Neapel.

Es ist nicht meine Absicht, in diesen Blättern alles zu wiederholen, was deutsche, französische und englische Reisende so oft über Neapel geschrieben haben, und was jeder italienische Cicerone, der die Fremden herumführt, auswendig gelernt hat. Meine Leser werden daher verzeihen, daß ich selten allgemein bekannte Sachen berühre; und wer keine genaue Kenntniß von Neapel hat, kann in D. Volkmanns kritischen Nachrichten alles gesammlet finden, was man bis zu Volkmanns Zeit beobachtet hat.

Schwerlich finden sich zwei andre große Städte in einem Lande, die so sehr von einander verschieden sind, wie **Rom** und **Neapel**. Gewöhnlich hat der Reisende sich schon lange Zeit in **Rom** aufgehalten; sein Auge ist dort an die alte und neue Pracht, wovon er umgeben ist, gewöhnt worden; es ist gewöhnt eine öde und traurige Stadt zu sehen, die halb mit Priestern angefüllt zu seyn scheint; deren Einwohner unter dem Joch der Hierarchie leben, welches ihnen allen, Stille und eine desto gefährlichere Ruhe, auflegt, je weniger der Karakter der Römer zur Ruhe gestimmt ist. In **Neapel** hingegen ist alles voll Leben und Bewegung; zu keiner Stunde des Tages, selbst kaum des Nachts, sind die Gassen leer. Das Volk äußert seine Freude und seine Betrübniß, gleich laut und lärmend. Die verschiedenen Stände des Staats, leben und mischen sich unter einander. Der Handel ist in voller Thätigkeit: ein jeder sucht sein täglich Brod zu verdienen, es sey auf welche Art es wolle; und wenn gleich die Stadt und ihre Pracht, bei weitem nicht, mit der ehemaligen Hauptstadt der Welt, verglichen werden kann, so ist doch die Gegend, in welcher Neapel liegt, unendlich schöner, als die Gegend nahe um Rom. Diese ist

todt,

todt, unbewohnt und unbebaut; jene hingegen nährt, in einem kleinen Distrikt, über 400,000 Menschen; ist voll von Städten, Dörfern und Häusern; ist in einem so hohen Grade der Vollkommenheit angebaut, daß man sich ihn nicht höher denken kann, und liefert im größten Ueberfluß alles, was seine Anbauer davon verlangen können. Klima und Himmel, sind schön in Rom und in Neapel: doch scheint es, daß auch hierin Neapel den Vorzug vor Rom haben soll; denn obgleich dieses eine beträchtliche Strecke südlicher liegt, so wird doch die brennende Sommerhitze, durch angenehme Seewinde, abgekühlt, und die Berge rund umher, halten im Winter den kalten Nordostwind ab, der in Rom so höchst unangenehm ist.

Kein Geschenk der Natur, fehlt den **Neapolitanern**. Im aller größten Ueberfluß besitzen sie alles, was Erde und Meer hervorbringen. Auch wohnen sie in einem Lande, über welches die Natur ihre ganze Schönheit ausgegossen hat, und welches dadurch so bezaubernd geworden ist, daß kein Dichter und Mahler, im höchsten Fluge der Einbildungskraft, es schöner schaffen kann; daß er die Wirklichkeit jener süssen dichterischen Bilder, von ewigem Frühling und alle den Herrlichkeiten, welche die Erde im goldnen Alter schmückten, darstellt.

Zu jeder Jahrszeit, ist alles grün und blühend; die Luft ist stets mit balsamischen Dufte, von den unzähligen aromatischen Pflanzen, angefüllt, die überall auf dem Felde im allergrößten Ueberfluß wild wachsen. Wohin das Auge sich wendet, fällt es stets auf große und abwechselnde Gegenstände, und übersieht oft mit demselben Blick, die Wirkungen der heftigsten Ausbrüche des Vesuvs, und die schönste und reizendste Natur, rund um die von dem Feuer des Berges verwüstete Stelle. Berg und Thal, Wald und Wiese, Städte und Ruinen, Land und Meer, wechseln hier beständig mit der bezauberndsten Mannigfaltigkeit ab; und je länger man diese Gegenstände angesehn hat, desto mehr gewinnt man sie lieb, und desto inniger sehnt man sich, sie wieder zu sehen. Die Kunst und ihre Betrachtung hat ihre Grenzen. Auge und Seele können endlich dabei ermüden. Die Natur hingegen bleibt stets neu, und stellt sich jeden Tag von einer andern Seite dar. Neapels schöne Natur ist es, die jedem, der Gefühl fürs Schöne hat, hinreißt; deren Genuß einen stets vor Augen schwebt, und die alle, welche einmal in diesen paradiesischen Gegenden gewesen sind, stets reizt, sie noch einmal zu sehen, und sich ihrer zu freuen.

So ist diese herrliche Gegend jezt; und so weit die Geschichte hinauf geht, finden wir, daß

sie jederzeit so gewesen ist: ihr herrlicher und fruchtbarer Boden, lockte früh griechische Kolonisten dahin. Bauli, das alte Cumä, Puteoli, und selbst Parthenope, welches in der Folge den Namen Palepolis und Neapolis erhielt, waren griechische Oerter. Nahe bei diesen lagen Capua, Nocera, Nola und andre Oerter, die von den eingebohrnen Nationen Italiens, Oscern und Sanniten bewohnt waren. Neapel blieb, bis in die spätern Zeiten, eine griechische Stadt; und obgleich die Römer Herren davon waren, obgleich die Gegend von Puteoli und Bajä, ganz mit Landhäusern der römischen Großen angefüllt war, so behielt es doch seine griechischen Sitten, und einen großen Theil seiner griechischen Freiheit; selbst in späteren Zeiten, erhielt es seine Verbindung mit Griechenland, und mit den byzantinischen Kaisern; und erst, als die Normänner sich im Königreich Neapel niederließen, geschah es, daß die Verbindung zwischen Neapel und dem orientalischen Kaiserthum aufgehoben wurde, daß die griechische Sprache allmählig außer Gebrauch kam, und daß die Sitten der Neapolitaner, sich denen der übrigen Italiener mehr näherten. *)

*) Man vergleiche damit, was in der zwoten Sammlung der Skizzen, S. 160 fgg. von den Veränderungen der Herrschaft über Neapel, vorkommt. Pr.

Bei der jezigen Verfassung von Europa, könnte das Königreich Neapel einer der bedeutendsten Staaten seyn. Sein Ueberfluß an allen Bedürfnissen des Lebens, sezt es in völlige Unabhängigkeit von allen andern Ländern: da hingegen fast alle Nationen nach seinen Häfen kommen, um Korn, Manna, Oel, Seide, und viele andre unentbehrliche Artikel, zu holen. Die Volksmenge des Landes, ist im Verhältniß seiner Größe ungemein beträchtlich; sie wird Sicilien mit inbegriffen, welches jedoch den kleinsten Theil ausmacht, gegen sechs Millionen gerechnet. Welcher Handel, welche Schiffahrt könnte mit so viel Menschen, deren Abgang man nicht einmal merken würde, getrieben werden! Ueberal sind schöne und vortheilhaft liegende Häfen; und Neapel müßte mit Frankreich um die Herrschaft über das mittelländische Meer streiten, müßte im adriatischen Meere ganz Herr seyn können, wenn es nur seine Kräfte gebrauchen wollte. Schwerlich ist aber auch, einem Lande so übel mitgespielt worden, wie diesem. Drei Jahrhunderte hindurch, ist es eine Provinz des entfernt liegenden Spaniens gewesen, von welchem es, wie Mexiko und Peru, gebraucht wurde, Gold zu liefern; wo man auf sein Bedürfniß, und ob es bei den ungeheuren Summen, die ihm ausgepreßt wurden, bestehen könne, nicht achtete. Der

König war stets weit weg, und die Vizekönige herrschten mit despotischer Eigenmacht: aber, je nachdem sie stärker oder schwächer waren, herrschten die Großen des Reichs und die Geistlichkeit unter ihnen; und es entstand eine Anarchie, in welcher sich die beiden abscheulichsten Regierungsformen, die Hierarchie und Aristokratie, mit dem Despotismus der Vizekönige vermischten. Unter dem letzten Könige von Spanien Karl III, schien Neapels Schicksal erleichtert zu werden. Er war, nach dreihuudert Jahren, der erste neapolitanische König, der bei seinem Volke lebte, und es wirklich liebte. Unter seiner Regierung geschah weit mehr, als man außerhalb Neapel weiß und glaubt. Alles was jezt gegen Rom und das Priesterwesen reift, ward von Karl III gesäet. Die Regierung des Staats, wurde in bessere Ordnung und Zusammenhang gebracht. Künste, Wissenschaften, Ackerbau, Fabriken und Manufakturen, und Bergbau, wurden befördert. Aufklärung, Denk- und Schreibefreiheit, wurden allgemeiner ausgebreitet, und die Nation machte in kurzer Zeit beträchtliche Fortschritte. Als der König nach Spanien gieng, und seinem Sohn, dem jezigem Könige, die Regierung übergab, schien im Anfange alles langsamer zu gehen, und manche Dinge ins Stecken zu gerathen. Mar-

chese Tanucci, den der König als Premierminister zurückgelassen hatte, war alt geworden, und seine Nachfolger kamen ihm an Talenten nicht gleich. Die österreichische Parthie stritt eifrig gegen die spanische, und das spanische Kabinet schien Neapel zu sehr als Provinz zu behandeln: so wie auch der König von Spanien selbst, seinen Sohn als seinen Unterkönig anzusehen schien. Endlich hat in den lezten Jahren alles angefangen, sich zu entwickeln. Neapel ist nun weniger abhängig von Spanien, als vorhin: die österreichische Parthie hat über die spanische gesiegt, und alles fängt nun wieder an, mit größerer Thätigkeit betrieben zu werden. Man sezt den Foderungen, des Pabstes und der Geistlichkeit, sehr enge Schranken; schwächt sie durch Aufhebung der Klöster, und Anwendung der Reichthümer derselben, zu anderem und nüzlicherm Gebrauch; man hilft dem Finanzwesen auf, verbessert die Landmacht, schaft eine Flotte, die Neapel in den letzteren Jahren nicht mehr hatte, und fängt aufs neue an, die großen Schäze des Alterthums, die sich in der Gegend um Neapel finden, zu Beförderung der Wissenschaften zu nuzen. Alles dieses verspricht viel für die Zukunft, wenn das so sehr ungewisse und schwankende politische System fort fährt, allen diesen Reformationen

tionen

tionen günstig zu seyn, und nicht eine andere Parthie, das jezige wohlgesinnte und aufgeklärte Ministerium, wieder stürzt.

Der Karakter des neapolitanischen Volkes, ist nicht so böse, als man ihn auszuschreien pflegt. Rachgierde scheint überall den Italienern im Blute zu stecken: indessen werden, in der Stadt Neapel, weit weniger Motdthaten begangen, als in Rom, und andern Theilen des obern und untern Italiens. Die Polizei ist schlecht in Neapel; die Rechtspflege ist langsam, und wohl nicht immer, wie sie seyn sollte: es ist also schwerlich Furcht, was das Volk im Zaume hält, sondern Gutherzigkeit und Menschlichkeit. Der Neapolitaner macht Lärm, und dabei bleibt es. Aus seinem Drohen und Lärmen sollte man schließen, daß ihn nichts als Blut versöhnen könnte; aber fast in demselben Augenblick sieht man, wie die beiden streitenden Partheien sich umarmen, und als Freunde von einander scheiden. Der Römer hingegen vergräbt jede Beleidigung tief in seinem Herzen, und vergißt sie nicht, bis er sich blutig gerächt hat; daher werden auch jährlich, in Rom, einigige hundert Menschen ermordet. Im Jahr 1785 z. B. sind 560 begangene Mordthaten zur Kenntniß der Obrigkeit gekommen; die übrigen verschwiegen gebliebenen ungerechnet. Dazu wäre in Neapel so gut Gelegenheit, wie

in Rom, und doch geschieht es sehr selten. Die vielen tausend **Lazaroni**, die in Neapel ohne eigentliche Beschäftigung leben, sind auch der öffentlichen Sicherheit nicht sehr schädlich und gefährlich, das ausgenommen, daß sie zuweilen Leute auf den öffentlichen Pläzen der Stadt anfallen, um sie zu plündern. Aber größtentheils sind sie genügsam, und verlangen nichts weiter, als was sie täglich, zum nothwendigen Lebensunterhalt, nöthig haben; welches sie theils mit kleinen Kariolen erwerben, die sie gewöhnlich zu vermiethen haben, theils mit kleinen Diebereien, die sie begehen, wo sie können, und vor welchen es fast unmöglich ist, sich zu hüten: weshalb auch niemand in Neapel, etwas von Wichtigkeit in der Rock- oder Westentasche trägt. Dieser friedliche Karakter der Lazaroni, und des übrigen gemeinen Volks, ist ein großes Glück für die Regierung; denn mehr als eine Erfahrung hat gezeigt, wie äußerst groß die Gefahr ist, wenn der Geist des Fanatismus oder der Rebellion, sich dieser Menschen bemächtiget. **Masaniello**, der in Zeit von wenig Tagen, durch Hülfe dieser Lazaroni, Herr über Neapel war, und dem Vizekönig und Erzbischof Geseze vorschrieb, bis man endlich durch Verzeihung und Verrätherei ihn fortzuschaffen wußte *), und andre weniger bedeu-

*) Relatione delle rivolutioni populari successe nel

deutende Revolten, haben gezeigt, wie gefährlich das neapolitanische gemeine Volk ist. Denn außer denen, die in Neapel selbst wohnen, strömen alle Bauern und Einwohner der kleinen Städte von ganz Campanien der Hauptstadt zu, sobald daselbst einige Unruhen sind: von diesen hat jeder, der nur fünf Karlinen oder einen halben Thaler bezahlen kann, Erlaubniß eine Flinte auf dem Nacken zu tragen; und diese Menschen machen eine Anzahl von 200,000 Mann aus, welche sich gewiß nicht von einigen schlecht disciplinirten Regimentern zurücktreiben lassen, die selbst größtentheils aus Landmiliz bestehen, und nicht leicht willig seyn dürften, gegen ihre Mitbrüder das Schwerdt zu ziehen.

Es ist daher begreiflich, daß die Regierung alle gemäßigten Mittel, die sie haben kann, zu benuzen sucht, um diese Nation im Zaum zu halten, unter welchen das Blut des heiligen Januarius, und das verschiedenemal im Jahr geschehende Wunder, wodurch das Blut flüssig wird, gewiß nicht das unbedeutendste oder unwirksamste ist. Denn da das Volk nun einmal die Kapsel, worin das Blut verschlossen ist, als sein Palla-

dium,

distretto e regno di Napoli nel presente anno 1647 del Sign, Nescipio Liponari, in Padova 1648. Ein seltnes Buch. — Interessanter ist Meißners Masaniello. Leipzig 1784.

dium, besonders gegen das Wüthen des Vesuvs und gegen Erdbeben, ansieht, und da dieses in den Händen der Geistlichkeit ist: so braucht die Regierung es vorsichtig, wo es nöthig ist, um das Volk zufrieden zu stellen. Besondere Zufälle haben viel zu der großen Achtung beigetragen, worin jener Heilige, noch bis auf den heutigen Tag, bei den Neapolitanern steht. Noch im Jahr 1779, da einer der stärksten Ausbrüche des Vesuvs war, führte der Erzbischof, vom Volke gezwungen, die Reliquien gegen den Berg hinaus, und hatte nur eben Zeit, die Prozession aufzuschieben, bis der Ritter Hamilton und andere Naturforscher vermuthen konnten, daß der Berg bald aufhören würde, Feuer zu speien. Die Lava hate damals einen Lauf genommen, der Portici und Resina den Untergang drohte. Als die Prozession an eine Brücke gekommen war, die dem Vesuv gerade gegenüber liegt, sah man die silberne Büste des Heiligen strahlen, als wenn sie vergoldet wäre, welches der Widerschein des Feuers, von einer über dem Berge schwebenden Wolke, verursachte; und in demselben Augenblick nahm die Lava, welche vorhin mit großer Heftigkeit gegen Portici hinunter gelaufen war, eine ganz andere Richtung, und ergoß sich in ein Thal, wo sie keinen Schaden thun konnte und bald verlosch. Dieser zufällige Umstand, erweckte

aufs

aufs neue den Fanatismus des Volks, und der heilige Januarius wird jezt, mehr als jemals vorhin von ihm verehrt.

Diesen Fanatismus des Volks, benutzt die Regierung auch, um einen Theil ihrer andern Absichten zu befördern. Die Stadt Neapel war z. B. bis in neuern Zeiten des Nachts nicht mit Laternen erleuchtet gewesen; und man hatte zu den Summen, welche eine so beträchtliche Ausgabe erfoderte, entweder nicht Rath schaffen können, oder nicht wollen. Ein einziger Dominikanermönch, Namens P. Rocco, der sich, durch Popularität, Beredsamkeit und rechtschaffene Denkungsart, allgemeine Achtung erworben hatte, und des gemeinen Mannes, besonders der Lazaroni, allgemeiner Beichtvater und Demagog war, veranstaltete, außer vielen andern guten öffentlichen Einrichtungen, die er einzuführen wußte, auch, daß das Volk Subskriptionen eröfnete, von welchen in jeder Straße kleine Altäre, mit brennenden Lampen zur Ehre der Jungfrau Maria oder des heil. Januarius errichtet wurden: und dadurch wurde die Stadt, ziemlich hinreichend, des Nachts erleuchtet, ohne daß die Regierung die mindeste Ausgabe davon hatte. Die Regierung hat jezt nur das Volk zu fürchten, wenn Hungersnoth ist. Aber in einem so gesegnetem Lande, wie Campanien ist, trägt sich das

höchst

höchst selten zu; und jetzt besonders hat man, durch Anlegung von Kornmagazinen, noch mehr dafür gesorgt, die Stadt von dieser Seite zu sichern.

Die **Handwerker** in Neapel, sind in Gilden abgetheilt, und haben Vorsteher, die der Aufsicht des Magistrats unterworfen sind. Unter diesen Gilden, sind die Fischer die zahlreichsten. Der ganze Hafen ist mit unzähligen, diesen Leuten gehörenden, Böten angefüllt; und zwischen Neapel, Portici, Capri, Ischia, Procita, Puzzuoli u. s. w. wimmelt die See beständig von Barken, die theils fischen, theils Leute von einem Orte zum andern überfahren; theils auch einen kleinen Handel mit den Produkten des Landes treiben. Diese Leute stehen schon mehrere Stuffen höher in der Kultur, als die Lazaroni, und man findet unter ihnen so gar über manche Dinge eine Aufklärung, die man eben nicht bei ihnen vermuthen sollte. Ich weiß z. B. von sicherer Hand, daß einer dieser Fischer, der vor dem Magistrat einen Prozeß mit einem andern hatte, dem er einige Fische gestohlen haben sollte, zu seiner Rechtfertigung antwortete: è chi non rubba? i rubba pure il Papa colle dispense matrimoniali! „Und wer stiehlt nicht? Stiehlt doch „der Pabst selbst, durch seine Dispensationen für

„Hei-

„Heirathen in verbotenen Graden!“ Indessen ist die Erziehung, welche der gemeine Mann erhält, ungemein kompendiös. Wenige können lesen, noch wenigere schreiben, ihr Katechismus ist bald gelernt; ihre wichtigste Pflicht ist, jeden Sonntag eine Messe zu hören, und von Zeit zu Zeit zur Beichte zu gehen. Und da kommt es denn darauf an, ob ihr Beichtvater ein vernünftiger Mann ist, der, an statt ihren Aberglauben zu nähren, ihnen vernünftige, moralische und christliche Begriffe beibringt. Hier und da findet sich wohl so einer; und in der Folge, wenn die jezt studirenden jungen Leute zum Dienst der Kirchen gelangen, wird es noch heller werden, als es bisher hat seyn können.

Der Aberglaube ist, wie ich schon gesagt habe, sehr groß. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, ihn genau kennen zu lernen, da ich nicht in vielen Verbindungen war, die mir dazu behülflich seyn konnten: ich will daher nur den einen Umstand anführen, daß die Weiber in Chiaja, einer an der See liegenden Vorstadt Neapels, kleine Priapen oder halbe Monde, die bei den Alten Signum menstrui muliebris waren, und andre dergleichen Figuren von Korallen am Halse und in den Ohren tragen, wovon sie glauben, daß sie die Fruchtbarkeit befördern. Man darf sich nicht wundern, solche Ueberbleibsel des Hei-

den-

denthums in Italien zu finden. Vielleicht ist selbst das Wunder mit dem Blute des heil. Januarius, welches unter andern Namen an vielen Orten des Königreichs Neapel geschieht, ein Ueberbleibsel eines heidnischen Wunders. Horaz erzählt Satyre I, 5:

. . . , . dehinc Gnatia lymphis
iratis exstructa dedit risusque jocosque,
dum flamma sine thura liquescere limine sacro
persuadere cupit . . . .

und die rothe harzartige Masse, welche die Römer thus nannten, kann leicht, einem hingerichteten Heiligen zu Ehren, den Namen Blut erhalten haben. So fand auch Ritter Hamilton, daß die Priester an einer kleinen Kirche einer Stadt in Abruzzo, Namens Iserma, wo ehemals Priapria gefeiert wurden, Wachspriapen, die sogar in der antiken Form gegossen waren, zu Ehren des Heiligen, der in dieser Stadt verehrt wurde, und des Gott Priapus Stelle eingenommen hatte, unter einen andern Namen verkauften.

Da der Karakter des Volkes sehr lärmend ist, so werden auch die Festtage mit großem Geräusch gefeiert. In Rom brennt das gemeine Volk kleine Feuerwerke, oder wenigstens Pechtannen ab, wenn ein Heiligenfest ist: aber dieß geschieht in weit größerem Maaße in Neapel,

wo bei solchen Gelegenheiten Feuerwerke abgebrannt werden, deren Prasseln und Knallen man zugleich mit dem Jubeln des Volkes, von einem Ende der Stadt bis zum andern hört. Eben das ist bei den Sicilianern Gebrauch, die solche lärmende Lustbarkeiten nicht weniger lieben, als die Neapolitaner.

Neapel ist der Siz des Königes und der Regierung; alle Kollegien und die vornehmsten Staatsbedienten, sind also hier vereiniget. Der **Adel** bringt auch die meiste Zeit hier zu, und ist nur wenig Wochen oder Monate auf dem Lande. Natürlicher Weise ist also in Neapel viel **Pracht** und **Luxus**, eine unglaubliche Menge Lustbarkeiten, und alles, im Gefolge eines großen und prächtigen Hofes, zu seyn pflegt. Der Luxus des Adels, besonders in dem was zur äußerlichen Pracht gehört, Equipagen, Bedienten u. s. w. übersteigt alle Vorstellung. Der niedere Adel, die Beisizer in den Kollegien und Tribunalen, so wie die reicheren Kaufleute und Advokaten, wollen jenem nicht nachstehen. Sie leben daher alle mit einer Verschwendung, die ihre Kräfte weit übersteigt, und daraus folgt wieder, theils, daß viele, um ihre einmal angefangene Lebensart fortsezen zu können, unredlich in ihrer Amtsverwaltung werden, theils auch, daß wenige sich jung verheirathen; wodurch denn die Sitten übermäs-

sig verderbt werden. Die erwachsenen Mädchen, zum Luxus erzogen, können an keine Ehe denken, wenn nicht der Mann beträchtliches Vermögen oder ansehnliche jährliche Einkünfte hat. Die Folge davon ist, daß die unverheirateten Mädchen aus dem Adel- und dem wohlhabenderen Mittelstande ins Kloster gehn, und daß aus jedem Hause, wenn es nicht außerordentlich reich ist, gewöhnlich nur eine Tochter verheirathet wird. Ueberhaupt werden fast in ganz Italien wenig junge Mädchen, von guten Familien' zu Hause erzogen. Die Sorge für sie und ihre Erziehung, würde den Müttern zu viel Mühe machen, und ihnen ihren Vergnügungen hinderlich seyn; daher werden sie frühe ins Kloster geschickt, und kommen nur, wenn sie verheirathet werden sollen, wieder in ihrer Eltern Haus. Diejenigen hingegen, welche bestimmt sind, im Kloster zu bleiben, erhalten selten Erlaubtniß heraus zu kommen. Indessen werden auch diese unglücklichen Mädchen genöthiget, die Welt zu sehen. Einige Zeit, ehe sie ihr Noviziat anfangen, werden sie, prächtig gekleidet, in den Gesellschaften herum geführt; theils vielleicht, um zu versuchen, ob sich ein Freier finden will, der keine Mitgabe verlangt; theils auch, um das Kirchengesez zu erfüllen, welches verlangt, daß die, welche Nonnen werden wollen, es aus freier

Wahl

Wahl werden, also die Welt kennen sollen. Man urtheile nun mit welchem Herzen diese unglückseligen Opfer ihr Gelübde am Altare, ablegen, in einem Alter, wo die Natur und ihr eigen Herz, sie gerade zum Gegentheil der klösterlichen Einsamkeit bestimmen. Für die Söhne giebt es mehrere Auswege, da sie Advokaten, Offiziere oder Priester werden können; und wenn sie endlich Mönche werden wollen, so treten sie in solche Orden, deren Regel nicht zu strenge ist, und ihnen erlaubt, mit ihren Familien und Freunden in Verbindung zu bleiben; wie die Benediktiner- Olivetaner- und Theatiner-Orden.

Aus allem vorhin gesagten, sieht man leicht ein, daß die Erziehung, welche der neapolitanische Adel genießt, nicht eben die beßte seyn kann Man findet auch oft, unter den neapolitanischen Edelleuten, Beispiele von Unwissenheit und Einfalt, die alle Vorstellung übertreffen. Viele können nicht einmal ihren eigenen Namen schreiben; und man wird in Neapel bald damit fertig, diejenigen zu zählen, die Männer von Kultur und Einsichten sind. Der erste unter diesen, ist ganz unstreitig der Ritter **Chartano Filangieri**, Verfasser des berühmten Werkes über die Gesezgebung *); der gleichwohl ungeachtet seiner grossen

*) Wer kennt den unterdessen, für die Gelehrsamkeit besonders, viel zu früh verstorbenen, Filan-

sen Verdienste, sich durch eine unendliche Menge von Kabalen hat durcharbeiten müssen, ehe die Regierung ihm hat ein Amt geben wollen, in welchem er seine Einsichten und Talente, zum Nuzen seines Vaterlandes, anwenden konnte. Die meisten andern, welche ich kennen gelernt habe, sind nicht durch Schriften bekannt; aber besizen Kenntnisse der schönen Litteratur. Von fremden Sprachen wird fast nichts gelernt als Französisch, und hier und da Englisch; denn die Anglomanie, welche vor einigen Jahren stark in Neapel herrschte, war von keiner andern Wirkung, als daß man englische Hüte, Pferde, Wagen, Hunde und einen Jokkey, der indessen kein Wort Englisch sprechen konnte, hatte; und daß man eine Anzahl englischer Flüche in den neapolitanischen Dialekt mischte, der ohnedem einer der unangenehmsten in ganz Italien ist.

Unter den Advokaten und Geschäftsmännern,

gieri, nicht auch unter uns! Sein System der Gesezgebung, [in 8 Oktavbänden, Ansbach 1784 — 93, von Herrn Dr Link in Nürnberg deutsch übersezt] und die Gedächtnißschrift auf Ihn, von Tommasi, [wovon der Verfasser dieser Nachrichten, Hr. Prof. Münter in Koppenhagen, Ansbach 1790, eine Uebersezung lieferte] werden das Andenken an Ihn, auch in Deutschland dauernd erhalten. Pr.

nern, ist weit mehr Kultur und wissenschaftliche Kenntniß. Ich habe verschiedene gekannt, die Männer von wahrer Gelehrsamkeit waren, selbst in solchen Zweigen der Wissenschaften, die nicht eigentlich zu ihrem Fach gehörten. Sie sind zum Theil durch Schriften bekannt, als Don Francesco Danielle, königlicher Historiograph, Don Mario Pagano, Prof. der Rechtsgelehrsamkeit Don Saverio Mattei, Beisitzer im Finanzdepartement, Marchese Grimaldi, der verstorbne Abt Giliani und Don Nicola Ignarra, Lehrer der Kronprinzen. Die meisten andern sind so mit Amtsgeschäften überhäuft, daß sie nicht Zeit haben, Schriften herauszugeben; weshalb es auch für einen Fremden sehr schwer ist Zutritt zu ihnen zu haben.

Die **Bibliotheken** in Neapel, sind von keinem sonderlichen Werth. Die bekanntesten sind:

1) Die königliche Bibliothek, auf dem Schlosse Capo di Monte. Diese kam mit der ganzen übrigen farnesischen Erbschaft nach Neapel, und wurde fürs erste auf diesem Schlosse aufgestellt; aber auf so eine Art, daß sie bis jetzt ganz unbrauchbar gewesen ist: denn die gedruckten Bücher stehen alle, auf dem Fußboden aufgestapelt, und in Kisten gepakt. Die Manuskripte sind zwar in einigen Schränken aufgestellt, allein es ist kein Verzeichniß davon vorhanden, und es war, in vorigen Zeiten, für ei-

nen Fremden außerordentlich schwer, Zugang dazu zu erhalten. Selbst die Lage des Ortes, auf einem hohen und steilen Berge, am äußersten Ende der Stadt, macht es sehr beschwerlich und unangenehm, die Bibliothek oft zu besuchen. Ich hatte durch den jezigen Bibliothekar, Don **Pasquale Bassi**, einen liebenswürdigen sehr gelehrten Mann, Gelegenheit, sie genau zu besehen: allein ich fand, unter ihren griechischen Handschriften nicht viel wichtiges. Die lateinischen besah ich nicht so genau; aber sie sind schon von Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, selbst vom **Fulvius Ursinus**, gebraucht worden; so daß ich nicht glaube, daß etwas bisher unbekanntes darunter zu finden ist. Künftig wird der Zugang zu dieser Bibliothek leichter seyn, da der König jezt einen Pallast, mitten in der Stadt, hat einrichten lassen, wohin, außer den Hörsälen der Unniversität, diese Bibliothek, und die übrigen auf Capo die Monte stehenden Sammlungen, von welchen ich hernach reden werde, samt dem ganzen herkulanischen Kabinet von Portici, und allen übrigen dem Könige gehörenden Antiquitäten verlegt werden sollen: so daß hier die Idee von einem Staatsmuseum, die Etatsrath **Rothe**, neulich in einer kleinen Schrift *), vorgetragen

hat,

*) *Om nogle Danmarks og Norges Fordringer til hinaaden. pag. 89.*

hat, gewissermaßen zur Wirklichkeit kommen wird. Alsdenn wird Jedermann freien Zutritt haben; welches auf Capo di Monte nicht seyn konnte, so lange alles in der äußersten Unordnung war, und da man eine Menge der wichtigsten Stücke, sowohl Bücher als Antiken, vermißt hatte, die nach und nach weggekommen waren.

2) Die Bibliothek der Societät der Wissenschaften, ist die ehemalige Sammlung der Jesuiten, von ansehnlicher Größe, und sehr brauchbar im philologischen, patristischen und historischen Fach.

3) Die Bibliothek St. Angelo al Nido, eine öffentliche Stiftung. Sie ist nicht sonderlich groß, und besitzt einige wenige lateinische Handschriften.

4) Die Bibliothek des Prinzen Tarsia: Sie ist ebenfalls öffentlich. Der Katalogus davon, ist gedrukt *); obgleich die Bibliothek kaum 30,000 Bände enthält. Man hat sich bei Aufstellung der Bücher nach den Bänden gerichtet, so daß alle Franzbände bei einander stehen. Dieß giebt keine große Idee von den Einsichten der Bibliothekare, im Fall sie, wie doch zu vermuthen ist, freie Hand gehabt haben.

5) Die

*) Ferdia. Vinc. Spinellii Tarsiae Principis Bibliothecae Index alphabeticus, Neap, 1780.

5) Die beiden Bibliotheken der Theatiner, die sich in zwei Theatinerklöstern befinden. Die eine enthält, eine Menge griechischer Diplome, und einige alte Kroniken, die zur neapolitanischen und italienischen Geschichte gehören, wovon besonders eine wichtig ist: Nicolai de Jamsilla de rebus gestis Friderici Imperatoris, Conradi et Manfredi, die Assemanni in einigen Supplementen zu Muratori's Scriptores rerum italiacarum, und Abbate Pellicia, in einer Sammlung neapolitanischer Kroniken, herausgegeben hat. Andre zur italienischen Geschichte gehörige Handschriften, hat Muratori selbst, in seinen vorhin genannten Scriptores, herausgegeben.

Die andre Theatinerbibliothek, enthält eine Menge neuerer Manuskripte, die ebenfalls fast alle, zur italienischen und neapolitanischen Specialgeschichte gehören. Besonders ist hier eine Menge von Schriften, gegen die Jesuiten. Diese waren nämlich, von ihrer Entstehung an, Feinde der Theatiner; indem dieser Orden mit den Jesuiten zu gleicher Zeit errichtet wurde, und gleichen öffentlich bekannten Zweck mit diesem hatte, nämlich die Priester bei ihren Dienstverrichtungen zu unterstützen, und die Jugend zu erziehen. Dieß konnten die Jesuiten nicht ertragen; so wenig wie sie leiden konnten, daß die Piaristen

eben

eben die Absicht hatten. Dazu kam noch, daß Loyola, ehe er eigentlich seine Gesellschaft stiftete, in den neu errichteten Theatinerorden hatte treten wollen, aber vom heiligen Gartan, Bischof von Chieti, dem Stifter der Theatiner nicht angenommen worden war; indem dieser vorgab, daß er eine Erscheinung gehabt habe, die ihm verboten hätte, ihn aufzunehmen. Er soll gegen Ignaz die Worte hinzugefügt haben: ad majora natus es, welche, obgleich sie nichts beleidigendes für Ignaz enthielten, doch der Grund, des bittern Hasses der Jesuiten gegen die Theatiner, gewesen seyn sollen. Ein andrer dazu beitragender Umstand war, daß beide Orden fast die nämliche Tracht hatten, wodurch die Jesuiten, in den Gegenden, wo sie anfänglich weniger bekannt waren, oft mit den Theatinern verwechselt wurden, welches ihnen gar nicht gelegen war. Allein der Hauptgrund ihres Hasses, gegen die Theatiner, war wohl immer das Ansehen, worin dieser Orden, dessen Einrichtung gut und vernünftig ist, stand, und die Furcht, daß er ihrem Institut und ihren Absichten, schaden möchte. Um nun die Theatiner zu kränken, gaben sie ein Buch mit gespaltnen Kolonnen heraus. In der einen war alles aufgezeichnet, was die Jesuiten schon zum Nuzen der Welt gethan hatten: (und

das in eben dem Styl, und dem prahlenden Ton, worin das berüchtigte Imago primi Saeculi Societatis Jesu, Antwerp. 1640, geschrieben ist.) — In der andern Kolonne standen die Thaten der Theatiner, die natürlicher weise, bei weitem nicht so sehr erhoben wurden, auch nicht so viel Plaz einnehmen konnten, da die Theatiner jederzeit ein kleiner Orden gewesen sind, und niemals über 400 Mitglieder gehabt haben. Diese Schrift konnte nicht anders, als die Erbitterung zwischen beiden Orden vergrößern. Die Theatiner arbeiten nun, nach eben den Plan, eine andre Schrift aus, die alles Böse, was die Jesuiten, und das Gute welches die Theatiner, gestiftet hatten, endhielt. Allein so bald die Jesuiten von diesem Werk Nachricht erhielten, wirkten sie einen Befehl von der Congregatio Indicis in Rom aus, daß in dieser Sache nichts weiter geschrieben werden sollte: daher auch diese Apologie der Theatiner, niemals ans Licht gekommen ist. Ich erzähle dieß, nur um zu zeigen, wie natürlich es war, daß die Theatiner sich bemühten, alles, was sie konnten, gegen die Jesuiten zu sammeln. Ihre Sammlung ist aber in sehr großer Unordnung, so daß es fast unmöglich ist, sie zu benuzen. Dazu kommt auch, daß man eine außerordentlich große Belesenheit, in allen

Schrif-

Schriften gegen die Jesuiten, haben müßte, um nicht seine Zeit Abschreiben oder Exzerpiren längst gedruckter und bekannter Sachen, zu verschwenden.

6) Die Bibliothek der Serviten, ist ebenfalls öffentlich, und hat einen ziemlichen Vorrath sehr brauchbarer Bücher, besonders aus dem Fach der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts; sie hat auch einige, wenige Handschriften von klassischen Autoren, worunter ein Kodex von den Analen des Tacitus merkwürdig ist, der mit ganz andern Worten aufhört, als die gedruckten Ausgaben der Analen. Ich kann nicht beschreiben, wie ich mich freute, als ich diese Entdekkung machte. Ich glaubte gewiß, große Supplemente gefunden zu haben; bis ich bei genauerer Untersuchung der Handschrift fand, daß sie von einem Kodex abgeschrieben war, in welchem die Kapitel nicht ihre gewöhnliche Ordnung gehabt hatten: so daß, was zulezt stehen sollte, in der Mitte stand, und das, womit der Kodex sich schloß, die Mitte in den gedruckten Ausgaben einnahm.

7) Die Bibliothek der Augustiner von St. Giovanni della Carbonara. Sie ist berühmt, weil sie die Sammlungen Jani, Parrhasii und des Kardinals Jacobi Seripandi enthält; und

ist außerdem reich an kostbaren griechischen Handschriften, wovon die meisten in **Montfaucons** Bibliotheca Bibliothecarum aufgezeichnet sind. Soviel ich weiß, hat auch **Mabillon** sie in seinem Diario Italico rezensirt: wenigstens hat er jedes Manuskript genau durchgesehen, und in jeden Band seine Meinung, über das Alter desselben, geschrieben. Da es für einige meiner Leser interessant seyn kann, das wichtigste, was diese Bibliothek enthält, zu übersehen, so will ich von einigen Handschriften derselben Nachricht geben.

1) Die vier Evangelien. Ehemals Codex Parhasii genannt. Jezt **Wettsteins** Kodex 108.

2) Hermaei philosophi Scholia in Phedrum Platonis, griechisch. Dieser **Hermäus** war ein Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, und des bekannten **Ammonius** Vater. Die Schrift ist noch nicht bekannt, obgleich sie, zur genaueren Kenntniß der Philosophie jener Zeiten, nicht unwichtig ist. Der ganze Kommentar ist durchaus nach **Procli** Ideen, also ganz neoplatonisch. Mein Freund, Don **Pasquale Baffi**, hat ihn zum Druck ausgearbeitet.

3) Fragmente eines noch ungedruckten Kommentar über **Hesiodus**.

4) Die Werke des **Oribasius**, eines griechischen Arztes, wovon manches gar nicht gedruckt,

druckt, anderes nur in lateinischen Uebersezungen bekannt ist.

5) Opus graecum de re rustica; in welchem viele griechische Schriftsteller, besonders **Julius Afrikanus**, oft zitirt werden.

6) **Plinii** Naturgeschichte. Diese Handschrift ist nicht alt, da sie aus dem vierzehnten Jahrhundert ist, aber sehr wichtig, indem sie eine große Menge Varianten von Bedeutung enthält, die theils im Texte selbst stehen, theils am Rande beigefügt sind. – Der Graf **von Torre Rezzonico**, dessen Arbeiten über den Plinius bekannt sind, hat sie genau untersucht, und hinein geschrieben, daß er keine von diesem Schriftsteller gefunden habe, die so wichtig wäre, wie diese. Unstreitig hat er sie denn auch, bei seinen Arbeiten über den Plinius, gebraucht.

7) Charisii Gramatica, dasselbe Manuskript, nach dessen Text sie das erstemal in Mailand gedruckt wurde. Es ist sehr alt, aus dem siebenten Jahrhundert; und hat alle diplomatische Kennzeichen jener Zeiten, besonders die abscheuliche merovingische Schrift, die von allen die schwerste zu dechifriren ist. Auf dem lezten Blatt steht ein Verzeichniß von Päbsten, welches mit **Konon** schließt, der im Jahr 687 starb, nachdem er einige wenige Monate Pabst gewesen

war;

war; und es ist also zu vermuthen, daß das Buch zu derselben Zeit geschrieben worden ist.

Die Anzahl der Manuskripte, beläuft sich auf mehr als 200. Die übrigen enthalten mehrentheils bekannte, griechische und lateinische, Autoren, wovon doch viele aus dem eilften und zwölften Jahrhundert sind. Alles ist in dieser Bibliothek in der gräßlichsten Unordnung. Die meisten Bücher stehen in Kisten eingepackt; andre sind halb von Motten verzehrt. Indessen denken die Mönche nun darauf, sie aufzustellen, und haben einen eignen Saal zur Bibliothek bauen lassen, der jedoch damals, als ich in Neapel war, noch nicht fertig war. In ehemaligen Zeiten war diese Sammlung viel reicher. Sie besaß unter andern einen schönen Kodex vom Dioscorides, der jedoch nicht mit der berühmten Handschrift, aus der kaiserl. Bibliothek in Wien zu verwechseln ist. Kaiser Karl VI, als er König von Neapel war, ließ diesen und andre Kodices wegnehmen; und die Unwissenheit der Leute, welche auf die Expedition ausgesandt wurden, war Schuld daran, daß die Mönche viele andre gute, besonders griechische Handschriften behielten, worauf sich die Emissarien des Kaisers nicht verstanden. Die Bibliothek hat auch eine Sammlung von gedruckten Büchern, worunter eine Anzahl alter Drucke das beßte ist. Wenn die Bücher

cher aufgestellt werden, wird diese Bibliothek jedem Philologen wichtig seyn; und man wird leicht Zugang dazu haben können, da die Mönche ungemein höflich und dienstfertig sind. Ich hatte Empfehlungen an sie, von ihrem General in Rom, Pater Grorgi, und ich kann ihre gutmüthige Dienstfertigkeit gegen mich nicht genug rühmen. Vielleicht wird diese Sammlung nun, da der neapolitanische Hof überall die Klöster, besonders die reicheren, aufhebt, bald mit der königl. farnesischen Sammlung vereinigt da denn diese, eine der merkwürdigsten in ganz Italien, werden wird.

Die größten und wichtigsten **Archive**, befinden sich in den Klöstern, überal in ganzen Königreich herum; einige davon sind in Nonnenklöstern, und daher fast unzugänglich. Ein dergleichen sehr reiches, ist in Neapel selbst; aber dem ohngeachtet, kann Niemand sich rühmen, es gesehen zu haben. Ob gleich die Diplome, die sich in diesen Klöstern befinden, mehrentheils Schenkungsbriefe an die Klöster selbst sind, so sind sie doch, wegen der vielen darin enthaltenen historischen Nachrichten von einzelnen Familien, Personen und Jahrszahlen, für die Geschichte wichtig. Es sind auch viele Dokumente, die nicht die Klöster angehen, durch Zufälle in ihre Archive gekommen. Das größte von allen diesen

Archi-

Archiven, ist in la Cava, eine Benediktinerabtei, ungefehr sechs Meilen von Neapel, wovon ich unten nähere Nachricht geben werde. Wie wichtig diese Archive sowohl für die neapolitanische, als für die italienische Geschichte überhaupt sind, sieht man am besten aus einem im Jahre 1785 herausgekommenen Werke von einem Mönch, **Alexander Meo**: Apqarato cronologico alla Storia del Regno di Napoli; welches ganz aus Diplomen gesammlet ist, die dieser Mann exzerpirt hatte, der zu allen, selbst Nonnenklöstern Zutritt hatte, indem er im Lande umher reiste, und predigte. In diesem Werk hat er an manchen Ortern **Muratori's** Annali d' Halia, **Giannone's**, und **Grimaldi's** neapolitanische Geschichten berichtiget, und es ist dadurch eine unentbehrliche Quelle für jeden, der in der Geschichte des Mittelalters arbeitet, geworden *).

Das königl. Archiv wird in Neapel selbst, in Palazzo della Vicaria, ein Gebäude, worin alle

*) Das Werk geht vom Jahr 580 bis 1138. Der Mann war gesonnen, ein eigenes Werk über die neapolitanische Geschichte herauszugeben, wozu dieses nur eine Einleitung seyn sollte; allein er starb plözlich. Die Regierung hat seinen unwissenden Erben, die von ihm hinterlassenen Sammlungen abgenommen, und sie einigen gelehrten Männern übergeben: so daß man hoffen darf, sie ausgearbeitet ans Licht kommen zu sehen.

alle Tribunale zusammen gepackt sind, aufbewahrt. Es liegt jezt in der alleräußersten Unordnung: ganze Zimmer sind voll Papiere, die auf dem Fußboden aufgestapelt liegen; ein Theil davon ist von Motten zerfressen und vermodert, und der bekannte Abbate Cestari, der jezt königlicher Archivar ist, wird über zwanzig Jahre nöthig haben, um es einigermaßen in Ordnung zu bringen. Die Nachlässigkeit der vorigen Archivaren, ist großentheils Schuld an dieser Unordnung. In langer Zeit dachte Niemand an dieß Archiv, und es konnte Jahr und Tag darüber hingehen, ehe Jemand hinauf kam. Jezt arbeitet Cestari, ein munterer und thätiger Mann, alles was er kann, und es ist sehr zu wünschen, daß er bei dem Archive bleiben möge, bis er es ganz in Ordnung gebracht hat. Es fängt eigentlich erst mit dem Hause Anjou an, welches auf die, mit dem unglücklichen **Konradin** ausgestorbenen, schwäbischen Könige folgte. Von den normännischen und schwäbischen Zeiten, ist sehr wenig übrig, und davon ist die Ursache leicht zu finden. Die Könige aus dem Hause Anjou, besonders **Karl** I, waren Usurpateurs, die gerade deßwegen einen bittern Haß gegen die Familie hegten, die sie des Reiches beraubt hatten. Karl I ließ alles, was aus den Zeiten der schwä-

bischen Regierung zu finden war, aufsuchen und verbrennen, und dadurch sind alle Dokumente jener Zeiten so außerordentlich selten geworden, daß man bis jezt nur ein einziges Register, nämlich vom Jahr 1239 bis 1240, aus der langen Regierung Kaiser Friedrichs II gefunden hat, welches vor kurzem, mit dem griechischen Text von des Kaisers Kostitutionen des Königreichs Sicilien, in Neapel heraus gegeben worden ist *). Kaiser Friedrichs Andenken, war lange Zeit so verhaßt, daß sogar die Advokaten, wenn sie etwas aus seinen Gesezen zitirten, sich damit entschuldigten, daß sie genöthigt wären, diese impias leges zu gebrauchen. Ein sonderbares Denkmaal des bittern Hasses gegen diesen wirklich großen Fürsten, befindet sich auf dem Begräbnißmonument Pabst Innozenz des vierten, in der Domkirche zu Neapel, wo er hostis Christi coluber Fridericus genannt wird. Die Geistlichkeit, der mit diesem keken und einsichtsvollen Kaiser nicht

son-

*) Constitutiones regum regni utriusque Siciliae mandante Friderico II. Imp. per Petrum de Vineis concinnatae — — — cum graeca eorundem versione, quibus nunc primum accedunt ascisiae regum regni Siciliae & fragmentum, quod superest, Regesti ejusdem Imperatoris Ann. 1239 & 1240. Neapoli 1786. Fol.

sonderlich gedient war half auch dem Pabst, ihn zu verkezern, und unterstüzte das Bestreben des Hauses Anjou, sein Andenken, so viel als möglich, herabzusezen, und Giannone war, so viel ich weiß, der erste neapolitanische Schriftsteller, der es wagte, mit der Achtung und Ehrerbietung, die er verdient, von ihm zu sprechen. Jezt ist alles anders gestimmt. Der Hof ist nichts weniger, als römisch gesinnt, und hat den Grundsaz, überall wo er kann, Friedrich des Zweiten Betragen nachzuahmen, so gut als angenommen. Man sucht daher so viele Nachrichten und Dokumente aus seiner Zeit auf, als man nur immer kann. Der königliche Historiograph, Don Francesco Danielle, arbeitet an der Geschichte seiner Zeit; und vor einigen Jahren öfnete man sein Begräbniß in Palermo, fand seinen Leichnam noch nicht vermodert, zeichnete ihn ab, und gab eine Beschreibung davon heraus.

Es wäre nun sehr zu wünschen, daß man das königliche Archiv, wenn es einmal ganz in Ordnung gebracht ist, nach dem Beispiel des Großherzogs, mit allen übrigen im Lande befindlichen Archiven vereinigte. Dieser Fürst hat nämlich ein großes Archiv errichtet, wo er alle Dokumente, die der Staat besaß, und eine Menge anderer, die er theils kaufte, theils aus

aufgehobenen Klöstern wegnahm, hinein gebracht hat. Er hat zugleich viele Bischöfe, adliche Familien und Klöster zu bewegen gewußt, ihre alten Diplome in diesem Archiv zu deponiren; wogegen er sich verpflichtet hat, ihnen authentische Auszüge aus allen ihren Papieren, deren Inhalt sie großentheils selbst nicht wußten, mitzutheilen; sie sorgfältig aufzubewahren; sie Niemand, ohne des Eigenthümers Erlaubniß, mitzutheilen, und authentische Abschriften liefern zu lassen, wenn sie gebraucht würden. Dadurch hat er nun eine sehr große und kostbare Sammlung erhalten, die mit dem neunten Jahrhundert anfängt, und für den Geschichtforscher und Diplomatiker gleich wichtig ist. Alles was nicht einzelne Familien betrift, steht zum öffentlichen Gebrauch frei, und jeder, der Nachrichten sucht, darf sich nur im Archiv melden, wo man ihn gleich zu sagen weiß, ob und was er zu finden erwarten kann *). Wäre so ein Archiv in jedem

Bande,

*) Im Jahr 1781 kamen in Florenz, Nachrichten von der Stiftung und Einrichtung dieses Archives, nebst einer Beschreibung eines sehr merkwürdigen und alten Papyrus heraus, unter dem Titel: Congetture di un Sorio Etrusco sopra una carta papiracea dell' archivio diplomatico Die Abhandlung ist von einem Professor in Pisa; die sehr merkwürdige Vorrede

Bande, so würde bald ein großer Theil der vielen Lücken, in der Geschichte des Mittelalters, auszufüllen seyn. Das königliche Archiv in Neapel, könnte leicht noch reicher, als das toskanische werden, da das Land so viel größer ist, und besonders, da man jezt so viele Klöster aufhebt, und die Archive aller Kirchen durchsucht. Eine große Menge Diplome, aus den aufgehobenen calabrischen Klöstern, ist jezt nach Catanzaro gebracht, und die Regierung hat den gelehrten Don Pasquale Bassi dahin gesandt, um sie zu untersuchen. Vermuthlich werden diese mit der Zeit, in das königliche Archiv gelegt werden. Dieses Archiv steht an keinem sichern Orte. Das Gebäude, worin es aufbewahrt wird, ist, wie ich schon gesagt habe, der Sammelplaz aller neapolitanischen Tribunale, wo täglich einige tausend Menschen ein und ausgehen, und viele Tage und Nächte arbeiten. Es stand im Jahr 1786 in großer Gefahr, zu verbrennen, da in der Nähe desselben Feuer angelegt worden war. Die Veranlassung dazu, war sonderbar genug. Vor einigen sechzig Jahren wurde in Neapel eine Leih-

hingegen, welche alle historische Nachrichten vom Archiv enthält, von dem Probst Fossi, Archivar des Großherzogs, einem gelehrten und aufgeklärten Mann.

anstalt errichtet, worüber beständig einer aus den in Neapel selbst ansässigen Adel (Cavalieri di Sedile) die Direktion haben sollte. Dieß war aber immer sehr vernachlässiget worden, und in sehr langer Zeit, hatte kein Unterbediente Rechnung abgelegt. Als im Jahr 1786 der neue Vorsteher sein Amt antrat, wollte er einmal die Bücher nachsehen, und verlangte mit einiger Heftigkeit, daß die Administratoren sie ihm vorlegen sollten. Einer von diesen, ein redlicher Mann, widerrieth ihm dieses Verfahren, aus dem Grunde, daß er seinen Endzweck sicherer erreichen würde, wenn er sie plözlich überfiele, und die Bücher in seine Verwahrung nähme. Allein der Mann war zu hizig, und machte im voraus bekannt, daß er alles genau untersuchen wolle. Die Folge davon war, daß in dem Komptoir des Leihhauses, wo alle Bücher standen, und in dem Zimmer, wo die versezten Sachen verwahrt waren, Feuer angelegt wurde. Die lezteren hat man jedoch wahrscheinlich, unter der Hand vorher gerettet. Diese Zimmer waren gerade unter dem königlichen Archiv; so daß dieses, sowohl als ein großer Theil der Stadt, in die augenscheinlichste Gefahr gerieth. Fast alle Bücher des Lombards, bis auf einige wenige von den lezt verflossenen Jahren, verbrannten, und nun wa-

ren die Administratoren von aller Verantwortung frei. Die Sache machte anfänglich viel Aufsehn. Man ließ einige verdächtige Personen arretiren. Allein es währte nicht lange, so waren diese wieder auf freiem Fuß gestellt; von der Feuersbrunst war nicht mehr die Rede, und alles blieb beim alten.

Dieß sind ungefähr die wichtigsten Nachrichten, die ich, von Bibliotheken und Archiven in Neapel, geben kann. Zwar sind noch mehrere Bibliotheken in der Stadt, indem jedes Kloster seine eigene zu haben pflegt; allein sie sind äußerst wenig bekannt, und enthalten auch nichts von Bedeutung. Ich habe außer den oben angeführten, verschiedene andere besehn, die ich aus diesem Grunde mit Stillschweigen übergehe.

In Neapel wird vielleicht jährlich mehr gedruckt, als im ganzen übrigen Italien, Rom und Venedig ausgenommen. Freilich sind es zum Theil kleine Schriften, die einzelne, das Land allein interessirende, politische und ökonomische, Materien betreffen; allein es vergeht doch auch nicht leicht ein Jahr, wo nicht irgend ein wichtiges Werk herauskommen sollte. Die neapolitanischen Gelehrten sind thätiger, als die übrigen italienischen; sie kennen auch die fremde Litteratur, und die außerhalb Italien erschienenen

neuen Schriften besser; und, was am meisten zu ihrem fleißigeren Schreiben beiträgt, ist, daß sie in Neapel leichter, als anderswo in Italien, einen Verleger finden. Der italienische **Buchhandel**, ist überhaupt nicht zu solcher Vollkommenheit gebracht, wie der deutsche. Die Buchhändler haben keine Messe, wie die Leipziger, wo sie zusammen kommen, und ihre Artikel verhandeln können; und ihre Korrespondenz jenseits der Alpen ist sehr unvollständig. Dazu kommt noch, daß die fremden Buchhändler den italienischen nicht viel gutes zutrauen, auch eben nicht Ursache dazu haben. Demohngeachtet sind in Neapel einige Buchhändler, die sehr ansehnliche Magazine haben, wo man die neuere italienische Litteratur sehr vollständig findet, und viele neuere französische, und in Deutschland heraus gekommene lateinische Schriften haben kann. Sie erhalten ihre deutschen Bücher über Augsburg und Venedig, und können sie zu ganz leidlichen Preissen verkaufen. Die zwei beßten Buchhändler in Neapel, die ich gekannt habe, sind **Terres** und **Porcelli**. Der lezte besonders, ist ein sehr thätiger Mann, der schon viele gute Werke verlegt hat, und jezt eine große Ausgabe des **Cicero** in Arbeit hat, die alle Anmerkungen der Kommentatoren enthalten soll. Der Abt **Garatoni** in

Rom,

Rom, Bibliothekar der barberinischen Bibliothek, ein Mann von Kenntniß, sammelt diese. Die Anzahl der Buchhändler ist sehr groß. Zum Theil sind sie zugleich Buchdrucker; aber die meisten sind mehr Antiquare, als Buchhändler, indem sie nichts neues verkaufen, als ihre eigenen Verlagsbücher, und übrigens mit alten Büchern handeln, die sie zu geringen Preißen in Auctionen aufkaufen. Gewöhnlich kaufen sie ganze Bibliotheken auf einmal, daher ihre Laden immer ziemlich voll von Büchern sind; aber selten findet man etwas interessantes darunter.

Auf dem Schlosse in Neapel, ist eine königliche Buchdruckerei angelegt. Sie druckt besonders die herkulanischen Alterthümer, zu welchem Ende sie angelegt wurde; aber die Regierung braucht sie jezt auch, die königlichen Verordnungen, Staatskalender, Handelstraktaten und andre Staatsschriften, zu drucken. Außer den bisher erschienenen Bänden von den herkulanischen Alterthümern, hat sie noch verschiedene andre beträchtliche Werke geliefert: nämlich einige von Mazochi, Don Francesco Danielle und Ignarra: die auf königliche Kosten herausgegebenen Geseze Kaiser Friedrich II machen ihr Ehre; so wie das Werk über die königlichen Begräbnisse in Palermo, welches selbst Bodoni

in Parma kaum schöner drucken könnte. Der jezige Direkteur der Druckerei, ist Don Giuseppe Carcani, ein gelehrter Geistlicher, und ein Sohn jenes Carcani, der einer der ersten war, die in der herkulanischen Gesellschaft die Alterthümer bearbeiteten, und den ersten Band des Werks heraus gaben. Der Sohn hat jezt den Plan zu einem ungeheuren Werk bekannt gemacht, das er, ohne außerordentliche Unterstüzung des Königs, schwerlich wird zu Stande bringen können, nämlich zu einem Thesaurus maximus omnium inscriptionum antiquarum, aus allen bis jezt heraus gekommenen antiquarischen Werken gesammelt, und mit einer Menge noch unbekannter Inschriften vermehrt. Das Werk ist auf 70 Bände berechnet. Besser wäre es, wenn er einen Thesaurus Inscriptionum regni Neapolitani heraus gäbe, der ein Pendant zu Prinz Torremuzza's sicilianischen Inschriften werden könnte, und die noch unbekannten dem beifügte. So würde es denn ein Werk, das auch Privatpersonen kaufen könnten.

Ich habe in diesen Bemerkungen über Neapel alles weggelassen, was die Justizverfassung und Geistlichkeit betrift, weil ich genug habe sammeln können, um über diese Gegenstände zwei

beson-

besondere Abhandlungen auszuarbeiten. Auch habe ich nicht in der Beschreibung einer Stadt weitläuftig seyn wollen, die ohnehin bekannt genug ist: allein mit wenigen Worten muß ich doch, einige **Ueberbleibsel des Alterthums** berühren, die man noch findet.

Das alte Neapel, war bei weitem nicht so groß, als das neue. Es enthält in seinen Bezirk nur den Fels oder die Insel Megara, jezt Castell dell' Uovo, und die Streke von dort bis an den Fluß Sebethus, über welchen die jezige Ponte della Maddalena geht. Paläpolis lag nach **Cluvers** Meinung, auf der andern Seite des Sebethus, östlich von Neapel. In Neapel selbst, ist sehr wenig aus dem Alterthum übrig. Einige sehr enge ganz gerade Straßen, in welchen man hin und wieder einige alte Substruktionen sieht, scheinen gerade die Stellen der alten Straßen einzunehmen. Eine derselben, ist nach der Meinung der neapolitanischen Antiquare, der Vicus solis et lunae gewesen. Von einer Gasse, Namens Viculo delle forchette, glaubt man, daß sie in derselben Gegend liege, wo ehemals die Schule der Pythagoräer war; zu deren Symbolen auch die Figur Y gehörte, die einige Aehnlichkeit mit einer Gabel hat. Dieses Zeichen stand, noch vor einigen Jahren, an einem

nem Hause in Stein gehauen, allein aus Unwissenheit hat man, bei einer Reparation, den Stein weggenommen.

Das eine Kloster der Theatiner, St. Paul, ist auf den Ruinen eines Tempels gebaut, von den man glaubt, daß er Castor und Pollux geheiligt gewesen sey. Im Hofe des Klosters, findet sich eine Menge Granitsäulen, die nun eine rund um den Hof laufende Arkade tragen; und am Eingange der Kirche, stehen noch zwei hohe korinthische Säulen, auf denen ein Architrav liegt; nebst den Basen zweier andern, welche, im vorigen Jahrhundert, ein Erdbeben umgeworfen hat. Vermuthlich waren sie ein Theil des vordern Portikus des alten Tempels. Die im Hofe stehenden Säulen, haben jezt ihre Kapitäle verlohren; aus ihrer Höhe sollte man schließen, daß es entweder neuere dorische, oder jonische, gewesen sind. Man hat einmal bei diesem Tempel, eine alte griechische Inschrift gefunden, wovon ich hier eine mir mitgetheilte Abschrift gebe, ob ich gleich die Inschrift selbst nicht sah, auch nicht weiß, wo sie jezt aufbewahrt wird.

ΤΙΒΕΡΙΟΣ ΙΟΥΛΙΟΣ ΤΑΡΣΟΣ
ΔΙΟΣΚΟΡΟΙΣ ΚΑΙ ΤΗΙ ΠΟΛΕΙ
ΤΟΝ ΝΑΟΝ ΚΑΙ ΤΑ ΕΝ ΤΩΙ
ΝΑΩΙ

ΝΑΩΙ ΠΕΛΑΓΩΝ ΣΕΒΑΣΤΟΙ
ΑΡΕΛΕΥΘΕΡΟΣ
ΚΑΙ ΕΠΙΤΡΟΠΟΣ ΣΙΝΤΕ
ΛΕΣΑΣ ΕΚ ΤΩΝ ΙΔΙΩΝ ΚΑ
ΘΙΕΡΟΣΕΝ.

Hier ist von zwei Männern die Rede: von Tiberius Julius Tarsus, der den Tempel, und was er enthält, den Dioscuren und der Stadt (Rom) widmet; und von Pelagus, des Kaisers (vermuthlich Augusts) Freigelassenen, und Aufseher über seine Güter; welcher leztere vielleicht, nach des erstern Tode, das Werk zu Ende brachte, und den Tempel einweihte. So verstehe ich die Inschrift. Unter ἡ πολις muß meines Bedünkens Rom verstanden werden, das überall im römischen Reich personifizirt wurde, und seine Tempel hatte; denn, daß Neapolis auf gleiche Weise verehrt worden sey, ist mir wenigstens nicht bekannt; ob ich gleich wohl weiß, daß die Sirene Parthenope, die nach der Fabel in Neapel begraben seyn soll, ihren Tempel und ihren Gottesdienst in der Stadt hatte. Wollte man nun das Wort τῃ πολει von Neapel verstehn, so müßte wohl erst bewiesen werden, daß die Sirene als die Stadt repräsentirend betrachtet worden sey.

Einige alte Gewölbe in der Mauer, die

das Theatinerkloster umgiebt, sollen Ueberbleibsel des Theaters seyn, auf welchem Nero zum erstenmal spielte, als er noch zu blöde war, öffentlich vor dem römischen Volk aufzutreten, und deshalb Neapel, als eine griechische Stadt, wählte, wo es nicht für so unanständig gehalten wurde, die Bühne zu betreten, als in Rom. (S. Sueton in Nerone c. 20).

In Neapel sind große **Katakomben**, die weit mehr als die römischen gesehen zu werden verdienen, wenn sie gleich lange nicht so berühmt sind, wie diese: denn die Neapolitaner lassen sich an ihrem heiligen Januar genügen, und bekümmern sich nicht um so viele Heilige, wie die Römer, deren Schazkammer die Katakomben sind, so bald sie Reliquien nöthig haben. Alle eigentlich so genannte Katakomben, sind unstreitig nichts anders, als Begräbnisse: und es scheint, daß die Idee, sie auf diese Art einzurichten, aus dem Orient herüber gekommen ist; da man weiß, wie große Sorgfalt, die ältesten orientalischen Völker, für ihre Todten trugen, daß sie nicht allein sie vor dem Vermodern zu sichern, sondern ihnen auch eine Ruhestätte zu verschaffen suchten, die der Zerstöhrung der Zeit widerstehen könnte. Von der Art sind die Pyramiden, und die andern großen Katakomben, in Egypten;

die

neulich unter den großen Ruinen, welche sich in Taurien befinden sollen, entdekten Katakomben; imgleichen die Katakomben in Syrakus, in Rom, und die alten hetrurischen Begräbnißhöhlen an manchen Orten des Kirchenstaats, und in Toskana. Es ist unläugbar, daß sie Begräbnisse gewesen sind, denn ihr Ansehen beweiset es. Aber man hat doch gezweifelt, ob sie vom Anfange an, zu diesem Gebrauch bestimmt waren; besonders weil ihre ungeheure Größe dagegen zu streiten scheint. Einige berühmte neapolitanische Gelehrte, besonders Grimaldi, im ersten Theil seiner vortreflichen Annali di Napoli, haben die Hypothese vertheidigen wollen, daß die großen neapolitanischen Katakomben, theils zu Versammlungen der ältesten Einwohner Campaniens gedient haben, theils auch Wohnungen der Cimmerier gewesen wären, die freilich nach den Beschreibungen Homers, Strabo's und anderer Alten, ein troglodystisches Volk gewesen zu seyn scheinen, sie mögen nun aus Armuth und Unwissenheit, oder aus Furcht vor Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen, unter der Erde gewohnt haben, von welchen leztern die Gegend von Cumä, in jenen ältesten Zeiten, gewiß mehr geplagt war, als jezt, da der Vesuv allein übrig ist, und alle andre Vulkane längst ausgebrennt

sind.

sind. Alles das bleibt indessen immer nur Hypothese. Der älteste, der von diesen cimmerischen Wohnungen Nachricht giebt, ist **Ephorus**, ein Bürger von Cumä, aus welchem Strabo, im sechsten Buch seiner Erdbeschreibung, seine Nachrichten genommen hat. **Strabo** erzählt bei der Gelegenheit auch, daß **Agrippa**, als er den Wald bei dem lacus Avernus umhauen ließ, zwei unterirrdische Gänge gefunden habe, wovon der eine nach Neapel, der andere nach Puzzuoli führte, welches vermuthlich dieselben sind, die jezt die sibbillinische Grotte genannt werden, und deren ganze Länge man noch nicht kennt, indem man nur vermuthet, daß die neapolitanischen Katakomben damit zusammenhängen, und bis Puzzuoli gehen. Der Meinung, daß die Katakomben, zum Theil, im Anfange Menschenbewohnungen vielleicht für ganze Nationen, gewesen seyn sollten, steht immer die große Schwierigkeit entgegen, wie diese unterirdischen Städte denn zu Begräbnissen umgeschaffen worden sind? und diese Frage dürfte wohl nicht ganz leicht aufzulösen seyn. Die Gewohnheit, in Katakomben zu begraben, muß auch sehr alt gewesen seyn; denn die Arbeit, die erfodert wurde, um die Katakomben zu diesem Gebrauch einzurichten, ist außerordentlich kostbar, und sezt unstreitig eine reiche Nation

vor-

voraus. Dahingegen finden wir bei den Alten, keine Spur von diesen allgemeinen Kirchhöfen, da bekanntermaßen jede Familie ihr Kolumbarium, oder ihren Begräbnißkeller hatte, und die übrigen Todten, außerhalb der Städte, gewöhnlich vor dem östlichen Thor begraben wurden; aber von Katakomben findet sich kein Wort. Wir müssen also aus den Inschriften, die sich in diesen Gräbern finden, Aufklärung zu schöpfen suchen; und diese sind größtentheils aus dem dritten und vierten Jahrhundert, oder noch jünger, theils aus heidnischen, theils aus christlichen Zeiten. Dieß hat der römischen Kirche Gelegenheit gegeben, die Katakomben zu Versammlungsörtern der alten Christen, während der Verfolgungen, und zu Gräbern der Märtirer, zu machen. Man behauptete nun, daß alle die großen leeren Räume in den Katakomben, wo nämlich mehrere Gänge zusammen stoßen, alte christliche Kirchen gewesen wären, und führte zum Beweise, die hier und da in der Wand ausgehauenen Altäre an. Allein die Form dieser Altäre, und die Mahlereien, die sich darauf befinden, beweisen, daß sie viel jünger sind, und in die Zeiten hingehören, wo man anfieng, für die Verstorbenen zu beten, und Messe zu lesen. Die großen Werke über die römischen Katakomben, Gräber

der Märtirer, Inschriften darin, und so weiter, gewöhnlich Roma subterranea betittelt, sind in allen Bibliotheken. Von den neapolitanischen, die weniger bekannt als die römischen, obgleich weit schöner sind, findet man die beßte Nachricht, in der Schrift eines noch lebenden neapolitanischen Geistlichen, Alexii Aurelii Pellicia de christianae ecclesiae primae mediae et novissimae aetatis politia dissertationes. Neap. 1781. cct.

Der Eingang zu diesen Katakomben, ist in dem Hofe eines Hospitals, welches in einer der abgelegensten Gegenden Neapels, auf eben dem Felsen steht, worauf das Schloß Capo di Monte gebauet ist. Der Fußboden der Hospitalkirche, ist mit einer Menge Inschriften belegt, die man in den Katakomben gefunden hat. Eine davon besteht aus den Worten. D. IANUARIUS MARTYR, welches doch, der Ehrerbietung der Neapolitaner für diesen heiligen Bischof ungeachtet, sie nicht hat bewegen können, der Inschrift einen bessern und anständigern Plaz anzuweisen. Bei dem Eingange der Katakomben, wird eine kleine Kapelle gezeigt, wo der heilige Januarius einige hundert Jahre begraben gelegen haben soll, bis sein Leichnam nach der Domkirche gebracht wurde.

Die Gänge sind in drei Stockwerken über-

einander, zu welchen in Stein gehauene Wendeltreppen führen. Das eine Stockwerk ist verfallen, die andern aber sind in gutem Stande. Alle Gänge sind in Stein gehauen, einige ziemlich breit, die meisten aber sind schmal, und gehen in unendlich vielen Krümmungen, so daß es ganz unmöglich ist, ohne einen kundigen Wegweiser, sich darin zurecht zu finden. An einigen Stellen, wo viele Gänge zusammen stoßen, sind große gewölbte in Stein gehauene Kammern, deren einige so hoch sind, daß der Felsen von oben durchgebrochen ist, und Oefnungen hat, aus denen sie frische Luft und Licht erhalten. Allein, um Unglücksfällen vorzubeugen, ist man genöthigt gewesen, einen Theil dieser Luftlöcher zuzumachen. Alle diese Gänge sind voll Begräbnisse, die auf beiden Seiten übereinander in den Fels gehauen sind, fast wie Fächer eines Bücherschranks. Außer diesen findet man auch, eine große Menge Begräbnißkammern, an den Seiten der Gänge, und unter denselben; auch ist der Fußboden auf den Seiten, zu unzähligen Gräbern ausgehölt, so daß es sehr gefährlich ist, darin herum zu kriechen. Hin und wieder steht ein Altar, mit einer gothischen Mahlerei, entweder ein Porträt, oder ein Kreuz, oder ein Labarum mit dem Monogramm. An einer Stelle ist eine

Mahlerei, die das Leichenbegängniß eines Bischofs, Maro, vorstellt, der zur Zeit des Osterfestes, ungefähr im sechsten Jahrhundert starb, und von seiner ganzen Gemeine zur Gruft begleitet wurde. Man sieht auf diesem Gemählde einen Neophytus, in seinen weissen Kleidern. Leichen finden sich in den Katakomben, noch in großer Anzahl. Sie sind eingeschrumpft, und so leicht, daß sie kaum fünf bis sechs Pfund wiegen. Viele Gänge sind in neuern Zeiten, aus Furcht vor den Räubern, die sich in diesen Wohnungen der Todten verbargen, zu gemauert worden; in andre wagt man sich nicht gern weit hinein, so daß schwerlich Jemand überal in diesen Katakomben gewesen ist. Auch ist das nicht nöthig, indem man, wenn man eine Stunde darin herum gegangen ist, genug gesehen hat, um ein lebhaftes Bild davon im Gedächtniß zu behalten. Man behauptet noch, daß einige Gänge nach andern Kirchen in Neapel führen, die auch Eingänge zu den Katakomben haben, und daß andre, mit der sibillinischen Grotte und mit Puzzuoli, in Verbindung sind; allein dieß gründet sich doch vermuthlich nur auf alten Traditionen, ohne daß in neuern Zeiten Jemand die Sache zu untersuchen gewagt hätte: und jezt würde solche Untersuchung ganz unmöglich seyn, da die am weitesten führen-

renden Gänge längst zugemauert sind. Der den Wegweisern bekannte Umkreis, ist neun italienische Meilen, welches noch wenig gegen die Länge ist, welche die römischen Katakomben haben sollen, nämlich vierzig italienische, oder acht deutsche Meilen. Ich lasse das eine und das andre dahin gestellt seyn, ob ich gleich glaube, daß beide Zahlen übertrieben sind.

Ein altes römisches **Kolumbarium**, das gerade über dem Eingange der Höhle Pausilippo steht, wird überal für **Virgils Grab** ausgegeben, und die dabei in Stein gehauene Inschrift, soll Virgil selbst gedichtet haben.

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope, cecini pascua, rura duces.

Donats Versicherung, daß Virgil, auf Augusts Befehl, Via puteolana intra lapidem secundum, begraben worden sey, ist der Grund, warum man dieses Kolumbarium für Virgils Grab gehalten hat; denn die Inschrift, die viel jünger als Virgils Zeitalter ist, kann nicht in Betrachtung kommen. Allein dieser Meinung widerspricht Statius, der den Zeiten Virgils weit näher lebte, als Donatus, und der in einer von **Cluver** angeführten Stelle *), das Grab

*) Cluverii Italia P. 2. p. 1153. Statii Siluar. IV. 4.

Virgils, mit einem dem Dichter geweiheten kleinen Tempel, am Fuß des Vesuvs sezt:

— Maroneique sedens in margine templi
Sumo animum et magni tumulis adcanto magistri
— — — — —
Haec ego chalcidicis ad te Marcelle sonabam
Littoribus fractas ubi Vesbius egerit iras.

Hiernach vermuthet Cluver, daß Virgils Begräbniß, auf einer Stelle am Meer, zwischen Neapel und Portici war, die jezt S. Giovani di Tiduccio heißt.

Indessen wäre das von den Antiquaren so genannte Grab Virgils, wohl werth die Asche eines großen Dichters zu bewahren. Es liegt in einem angenehmen Weinberge, auf der Spize des Felsens, und hat eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt und den Hafen, den Vesuv, Portici und Castel a Mare, dessen Berge auf der einen Seite den Hafen einschließen; über die Inseln Capri, Nicida, Procita und Ischia. Der Lorberbaum, der in vorigen Zeiten mitten auf diesem Kolumbarium stand, ist nun verdorret. Die Ciceroni weisen aber noch immer Lorbeerzweige, die sie selbst vorher von einer Felsenwand, an deren Seite das Grab gebauet ist, dar-

über hinabhängen, welchen Betrug erst neuere Reisende entdekt haben.

Dieß sind die vornehmsten, in Neapel noch vorhandenen, Ueberbleibsel des Alterthums: wenig in Vergleichung mit den römischen, aber doch immer interessant genug. Außerdem ist die Gegend um Neapel so reich, an alten ehrwürdigen Denkmaalen, daß man sie in der Stadt selbst nicht vermißt. Ich muß, ehe ich diesen Artikel über Neapel schließe, noch ein Paar Worte, über das königliche **Antiken-Museum**, beifügen, das gegenwärtig auf dem Schlosse Capo di Monte steht, und mit der oben erwähnten Bibliothek, von Parma, hierher gekommen ist, als das Haus Farnese, dessen Erbe der König von Spanien war, ausstarb.

Diese Sammlung ist weit weniger bekannt, als sie seyn sollte. Die leicht einzusehende Ursache davon ist, daß das Museum in Portici, nebst Herkulanum und Pompeji, aller Augen und Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so daß man, was auf dem Schlosse Capo di Monte gesammelt ist, nur mit flüchtigem Blicke ansieht. Die alte farnesische Münzsammlung, ist sehr ansehnlich, aber in großer Unordnung, der nicht gut abgeholfen werden kann, da fast alle Münzen in hölzerne Ringe eingefaßt sind, deren zehen bis

zwölf zusammenhängen. Dadurch ist eine Menge seltener Medaillen weggekommen, indem es nicht schwer hielt, für ein gutes Trinkgeld, eine oder andre von den Scheiben wegzunehmen, worin die Ringe mit den Medaillen eingefaßt waren. Ich habe unter diesen Münzen viele sehr seltene, sowohl in Gold als in Silber, gesehen, (denn die Kupfermünzen sieht man nicht so leicht, da sie in einem verschlossenen Schranke liegen) und es ist den Alterthumskennern überhaupt bekannt, wie oft das Museum Farnesium, in numismatischen Werken, zitirt wird. Die Gemmen sieht man in zwei Tischen, unter Glas. Die größte und schönste, ist eine Patera, von einem sehr großen braunen Onyx, mit weissen Figuren, die nur sehr wenig kleiner ist, als die große Patera in Wien, worin die Apotheose Augusts und der Livia geschnitten ist. Sie hat eine Palme im Diameter, und stellt **Adrians** Vergötterung vor, in dessen Grabe sie auch soll gefunden seyn. Die Figuren sind folgende: **Jupiter** mit dem Canucopior, sizend, unten vor ihm sizt **Ceres**, und stüzt sich auf einem liegenden **Sphinx**; vor beiden steht **Hebe** mit einem Becher, **Abundantia** mit ihrem Füllhorn; und ein **Genius** führt Hadrians Seele zum Thron der Götter. Auf der andern Seite der Patera, ist ein herrlicher

Me-

Medusenkopf. Unter den andern Antiken, befindet sich eine beträchtliche Sammlung von alten Lampen, einige kleine egyptische und römische Götzenbilder, und eine Menge Inschriften, wovon die meisten jedoch sehr wenig bedeuten, da sie blose Cippi sepulcrales sind, mit des Verstorbenen Namen und Alter.

Eine darunter ist doch werth, bekannt zu seyn, weßhalb ich eine Abschrift davon mittheilen will:

Τ. ΦΛΑΒΙΩΙ. Τ. ΥΙΩΙ
ΣΥΑΝΘΗΙ ΝΙΚΗΣΕΑΝΤΙ
ΙΤΑΛΙΚΑ ΡΩΜΑΙΑ ΣΕΒΑΣΤΑ
ΙΣΟΛΥΜΠΙΑ ΤΗΣ ΜΓ
ΙΤΑΛΙΔΟΣ ΠΑΙΔΟΝ
ΠΟΛΙΤΙΚΩΝ ΔΙΑΥΛΩΝ
ΑΝΑΘΕΝΤΙ ΕΝ ΤΗΙ ΦΡΗΤΡΙΑΙ
ΑΝΔΡΙΑΝΤΑΣ ΔΙΟΣΚΟΥΡΩΝ
ΣΥΝ Τ. ΦΛΑΒΙΩΙ ΖΩΣΙΜΩΙ
ΑΔΕΛΦΟΙ ΤΩΙ ΑΥΤΩΙ ΑΓΝΙ
ΤΑΓΜΑ ΝΙΚΗΣΑΝΤΙ ΚΑΙ
ΒΡΑΒΙΟΝ ΛΑΒΟΝΤΙ
ΕΥΜΗΛΕΙΔΑΙ ΦΡΗΤΟΡΕΣ
ΑΜΦΙΒΗΣ ΕΝΕΚΕΝ.

Dieser Stein ist, einem **Titus Flavius Euanthas** zu Ehren, gesezt worden, der in einigen Ludis Augustalibus, die vermuthlich in Rom gefeiert wurden, den Sieg davon getragen, und Castor und Pollux Statuen errichtet hatte. Nach dem Vornamen des Mannes scheint es, daß er in den Zeiten der flavianischen Familie gelebt hat. Vielleicht sind die Spiele eben die, welche Damitian, nach der neuen Einweihung des Kapitols, stiftete.

Weit bekannter, als die Antikensammlung, sind die farnesischen Gemählde, die in denselben Zimmern hängen. Dieß sind meistens Werke der größten Meister; besonders bewundert man einige Gemählde von **Rafael** und **Titian**: des leztern liegende **Venus** und **Danae**: wobei ich mich nicht aufhalte, da diese Gemählde jedem Kunstliebhaber bekannt sind.

In eben diesem Schlosse, steht noch eine andre Sammlung: diejenige nämlich, welche der verstorbene Herzog von **Noia-Caraffa**, mit ungeheuren Kosten von allen alten **Münzen** der Königreiche Neapel und Sicilien, zusammen gebracht, und die, nach seinem Tode, der König seinen Erben für 11,500 Rthlr. abgekauft hat. Die Sammlung ist sehr außerordentlich vollständig, dergestalt, daß man sogar von den selten-

sten

sten Stüken, mehr als ein Exemplar findet; denn der Herzog hatte die Schwachheiten, die allerseltensten Münzen allein besizen zu wollen, und ruhte daher nicht, wenn er wußte, daß Jemond eine sehr seltene Münze hatte, bis er ihn überredet hatte, sie ihm zu überlassen: er reisete auch mehrmalen nach Frankreich, um dort neue Stücke einzukaufen, und einzutauschen. Er selbst hatte nicht viel wissenschaftliche Kenntniß von der Numismatik, aber viel Uebung, Münzen zu erkennen und zu unterscheiden, und war beständig von gelehrten und sachkundigen Männern umgeben, die den Mangel seiner Kenntniß ersezten. Unter seiner Verlassenschaft, befand sich auch eine Sammlung von campanischen, bemahlten und unbemahlten **Vasen**, die ebenfalls nach Capo die Monte gekommen ist. Unter den ersteren, zeichnet sich besonders eine von beträchtlicher Größe aus, deren Mahlerei, den Kampf der Griechen und Trojaner und **Patroklus** Leiche, vorstellt, wozu die ganze Idee aus dem Homer genommen ist.

Nun wird es bald dahin kommen, daß alle diese kostbaren Sammlungen, nebst der Sammlung der herkulanischen Alterthümer, an einem bequemeren Orte, in der Stadt selbst, aufgestellt werden, wo man sie leichter wird betrachten und

studie-

studieren können. Dahin bringt man auch alle Statuen und andere Werke des Alterthums, die der König von Neapel bisher, in seinen Palästen zu Rom, gehabt hat. So ist alles weggeführt, was unter den Ruinen des Kaiserpalastes auf dem Monte palatino war, alles was in der berühmten Farnesina, und im Palast Farnese, stand, worunter die Meisterstücke der Kunst sind: Flora und der farnesische Herkules, nebst der ungeheuren Gruppe, die den dircäischen Stier vorstellt, und das größte Stük ist, das wir von alter Bildhauerarbeit haben. Der Pabst ist mit dieser Versezung nicht sehr zufrieden, weil Rom einige seiner schönsten Zierden verliehrt: allein, da er einmal dem Großherzog von Toskana erlaubt hat, die Statuen der Niobe und ihrer Kinder, und was ihm sonst in der Villa Medici gehörte, wegzunehmen, so muß er auch dieß zulassen. Ueberdem ist er jezt in einer Lage, worin er, dem Könige von Neapel, nicht gern etwas abschlägt.

In Neapel selbst, sind verschiedene Privatpersonen, die sehr beträchtliche Sammlungen von alten, besonders neapolitanischen und sicilianischen Münzen haben. Darunter verdienen ausgezeichnet zu werden: die des Prinzen Torella, des

Don

Don Nicola Pacifico *), Obristlieutenant Cormé, und Don Melchior Delfico. Reisende, die dieses Fach der alten Litteratur lieben, werden alle diese Herren sehr willig finden, ihnen ihre Sammlungen zu zeigen. Gelehrte Kenner sind besonders, Don Nicola Pacifico, zugleich ein guter Botaniker, und Don Melchior Delfico, der jezt Mitglied einer königlichen Kommission ist, die Calabrien bereiset. Der verstorbene Abt Galiani, hatte eine ungemein kostbare Sammlung römischer Münzen, besonders in Bronze, die er Gelegenheit hatte, aus den schönen Sammlungen der Jesuiten, zu bereichern, die in Paris gerade zu der Zeit verkauft wurden, als er Legationssekretär daselbst war. Es wäre Schade, wenn dieses Kabinet zerstreuet werden sollte, da es schwerlich anderswo, in solcher Vollkommenheit, zusammen zu bringen seyn dürfte. Man meint aber auch in Neapel, daß der König es kaufen werde.

Für den, der selbst alte Medaillen sammelt, ist Neapel einer der bequemsten Oerter, da sie noch nicht so theuer als in Rom sind, und man sie in großer Menge, bei den Goldschmieden, und bei

*) Diese ist jezt, an den Fürsten von Waldek, verkauft.

bei den Leuten, viel mit altem Metall handeln, findet. Ich habe, auf solche Art, vortrefliche und seltene Stüke gefunden, und in kurzer Zeit und für wenig Geld, eine beträchtliche Menge griechischer Münzen zusammengebracht, die überhaupt weit schöner und lehrreicher sind, als die römischen.

Dieß sey genug, über Neapel selbst: ich schließe diesen Artikel, mit der Abschrift einiger, außerhalb Neapel wenig bekannten, herrlichen lateinischen Sentenzen, womit **Janus Jovianus Pontanus**, ein berühmter neapolitanischer Gelehrter und Staatsmann des funzehnten Jahrhunderts, die äußere Mauer seiner Begräbnißkapelle, die er mitten in der Stadt, ohne sie mit einer Kirche zu verbinden, hat bauen lassen, verziert hat. Des Mannes Absicht war, daß die Vorübergehenden diese Sentenzen lesen und benuzen sollten: allein, gleich so vielen guten Absichten, ist auch diese nicht erreicht worden; denn jezt achtet Niemand darauf, als ein oder anderer Fremdling, der, mit den übrigen neapolitanischen Merkwürdigkeiten, auch dieses Begräbniß besieht.

1. In omne vitae genere primum est se ipsum nosse.

2. Fru-

2. Fruſtra leges praeterunt quem non abſoluerit conſcientia.
3. Hominem eſse ſe haud meminit, qui nunquam injuriarum obliviſcitur.
4. Nec temeritas ſemper felix, nec prudentia ubique tuta.
5. Integritate fides alitur, fide vero amicitia.
6. Sero poenitet, quamquam cito poenitet, qui in re dubia nimis cito decernit.
7, In utraque fortunae ipſius morem eſto.
8. In magnis opibus, ut admodum difficile, ſic maxime pulcrum eſt ſe ipſum continere.
9. Audendo agendoque reſpublica creſcit, non iis conſiliis, quae timidi cauta appellant.
10. Nos potius noſtra delicta plectamus, quam reſpublica magno ſuo damno peccata luat.
11. Excellentium virorum eſt improborum negligere contumeliam, a quibus etiam laudari turpe.
12. Non ſolum te praeſtes egregium virum; ſed et aliquem tibi ſimilem educes patriae.

II.

Gegend um Neapel.

Die Gegend um Neapel ist, wie jeder mit den alten Schriftstellern bekannte Leser weiß, eine der berühmtesten in ganz Italien. Sie war in den aller ältesten Zeiten der Welt bekannt, und wurde damals, als die äußerste Grenze der Schiffahrt, angesehen: daher auch Homer, und die neuern griechischen Dichter, die bei seinen Ideen blieben, annahmen, daß hier der Niedergang zum Reiche der Todten, zum Tartarus und Elysium sey. Es scheint wirklich, daß man in alten Zeiten, diese Oerter von Zeit zu Zeit, nach den äußersten Grenzen der jedesmal bekannten Welt, versezt habe, da man überall glaubte, daß sie unter der Erde wären, und für möglich hielt, daß lebende Menschen zu ihnen hinab steigen konnten. Daher findet man auch, daß die Alten von so verschiedenen Faucibus Orei, oder Niedergängen zur Unterwelt sprechen; und die geographische Lage derselben, führt uns auf jene

Vermuthung, wenn sie gleich nicht überal geradezu bewiesen werden kann. So war z. B. der älteste Styx in Arcadien, und eine von den Pforten des Tartarus, auf dem Vorgebirge Tänarus in Laconien, wo vermuthlich sehr tiefe und schauerliche Höhlen waren. Diese Ideen stammen unstreitig aus einer Zeit her, wo dieser Theil von Griechenland entweder gar nicht, oder wenigstens nicht von Griechen bewohnt war: denn, so bald sich Menschen um dergleichen Oerter herum sammelten, hörte die Furcht davor auf. Man untersuchte vielleicht diese Spiracula Ditis sogar, und die Meinung davon verschwand entweder ganz, oder wurde nur von den Priestern, bei den Mysterien, oder ähnlichen religiösen Einrichtungen, gebraucht. Einen andern Niedergang zur Hölle sezte man hernach, vermuthlich als die Schiffahrt sich schon weiter ausbreitete, nach Epirus, wo damals vielleicht feuerspeiende Berge waren, wenigstens giebt ein See, dessen Ausdünstungen ungesund waren; zu dieser Vermuthung Anlaß. Der See wurde deßwegen Acheron genannt, und ein durch denselben fließender Bach, erhielt eben den Namen. Herkules kam, auf seinen Wanderungen zu Admet, dem Fürsten einer von den Molossern bewohnten Stadt in Epirus. Die Königin Alceste starb, aber der

Halbgott holte sie gleich aus dem Reiche der Todten wieder herauf. Zu Homers Zeiten, war Griechenland schon so bebauet, und zuviel durchreiset, als daß man länger, die Wohnungen der Todten, dort hätte suchen können, wenn man auch noch der Meinung war, daß gewisse Höhlen zu ihnen hinunter führen könnten. Man sezte sie also wiederum weiter hinaus, nach der entferntesten Stelle, die man kannte. Und keine Gegend konnte passender dazu seyn, als diese um Cumä, wo vermuthlich, gerade in diesen Zeiten, die Natur die heftigsten Revolutionen erlitt, wo nicht nur der Vesuv, sondern auch der Vulkan Inarime, jezt Ischia, wo Solfatara, und vielleicht sogar das Vorgebirge Misenum, Feuer und Flammen spie; wo man einen schauervollen Wald fand, in dessen Mitte ein tief eingestürzter, mit Wasser angefüllter Krater eines Vulkans war, der höchst giftige Ausdünstungen von sich gab, und vielleicht noch andre Kennzeichen davon hatte, daß das Feuer unter ihm noch nicht ganz verloschen sey; wo endlich die Einwohner, in einem sehr barbarischen Zustande, unter der Erde wohnten, und einen Gottesdienst voll schauriger Einweihungen und Zeremonien hatten, die alle das Gepräge des Dunkels trugen, worin die ganze Gegend gehüllt war.

Alle

Alle diese Vorstellungen fand Homer vermuthlich schon in seinen Zeiten: er kannte das Land aus den Nachrichten der Seefahrer, und man merkte deutlich, wie seine historische Genauigkeit abnimmt, und Fabel sich mit Wahrheit mischet, so wie er, von Griechenland entferntere Gegenden beschreibt. Was nun in seinen Zeiten, allgemein verbreitete Begriffe waren, das ward in spätern Zeiten, etweder bloßer Volksaberglauben, oder durch die Mysterien zum Symbol geweihet. Denn man kann wohl nicht annehmen, daß man zu Augusts Zeiten, wo gerade diese Gegend am meisten besucht wurde, dieselben Vorstellungen gehabt haben sollte, wenn gleich Virgil, als Dichter, ein Bild herrlich ausmahlt, das ihm ungemein willkommen seyn mußte, und welches er nicht einmal verändern durfte, wenn er dem Kostum der Zeiten, worin sein Aeneas lebte, treu bleiben wollte. Indessen hatte man doch die allgemeine Idee damals geändert: denn wenigstens wurden die Wohnungen der Seligen, nach einer Insel im Ocean, jenseits der Säulen des Herkules hin, versezt, und vermuthlich glaubte man noch, daß Elysium und Tartarus nicht weit von einander lägen. Ich führe diese hingeworfenen Ideen hier nicht weiter aus, da ich sehr wohl weiß, wie weit ich mich ausbreiten müßte,

wenn ich eine jede entwikeln und beweisen, und die Grenzen angeben sollte, wo der Aberglaube des Volks aufhörte, und die simbolischen Vorstellungen der Mysterien, oder die Meinungen der ältern Philosophen, anfiengen, wenn ich die Meinungen der verschiedenen Zeitalter, genau von einander absondern sollte, da diese von den Dichtern immer wieder aufgefrischt wurden, und so in einander laufen, daß es nicht möglich wäre, den Grenzstein dazwischen zu sezen. — Eben so wenig glaube ich meine Leser mit den Ruinen von Cumä, der sibylliſchen Grotte, dem See Avernus, den Ruinen von Bajä und Misenum aufhalten zu müssen, wovon alle Reisende genug erzählt haben, die ungelehrten auf die Autorität ihrer Ciceroni, die Gelehrten aber, worunter besonders **Addison** genannt zu werden verdient, dessen vortrefliche italienische Reise zu sehr außer Gebrauch gekommen ist, mit den alten Geschichtschreibern und Dichtern in der Hand. Ich las hier den schönsten Gesang der Aeneide: und man denke mit welchem Interesse, sich alles auf einer Stelle lesen läßt, wo man überall den Dichter mit der Natur vergleichen kann. So sah ich die ganze Küste zwischen Puzzuoli Bajä und dem Vorgebirge Misenum, und was zwischen Bajä und Cumä liegt; den sogenannten Acheron, und

men

die elisäischen Felder, die vermuthlich ihren Namen von einer Menge alter, über das ganze Feld zerstreuter, Begräbnisse in dem alten Bauli, das schon Homer im XI Buch der Odysse nennt, und in der Gegend umher haben. Von da segelte ich nach den Inseln, Procita und Ischia, die alles vereinigen, was die Natur schönes hervorbringen kann, und von welchen neulich der Leibmedikus Marcard, sehr interessante und genaue Nachrichten gegeben hat *). Gern hätte ich bei dieser Gelegenheit den Berg Eponeus, den höchsten auf Ischia, erstiegen, wo die Aussicht unendlich schön seyn muß, da man schon von der Spize von Misenum, die bei weitem nicht so hoch als dieser Berg ist, die ganze Küste Italiens, von Pästum bis Terracina, also eine Strecke von sechs und zwanzig deutschen Meilen, übersehen kann. Allein, aus Mangel an Zeit mußte ich mir sowohl dieses versagen, als auch die Insel Capri, Tibers Residenz, zu sehen. Hernach, als ich, nach meiner Zurükkunft von Sicilien, zum zweitenmal in Neapel war, fand ich andere Gegenstände meiner Aufmerksamkeit, die mich von diesen abzogen.

*) Berliner Monatschrift 1787. (Sie machen den III. Aufsaz in der ersten Sammlung dieser Skizzen aus. Pr.)

Nicht weniger interessant, als diese auf der nordlichen Küste, sind die Gegenden mitten im Lande; wovon besonders, Capua und Nola, genannt zu werden verdienen. Ich glaube von diesen, da sie weniger bekannt sind, etwas ausführlicher reden zu müssen, ohne das Gesez zu übertreten, welches ich mir gemacht habe, Weitläuftigkeit in allgemein bekannten Dingen zu vermeiden:

Capua liegt fast im Mittelpunkt von Campania felix, in einem bezaubernden höchst fruchtbaren Erdstrich, auf der einen Seite von den tifatischen Bergen, der lezten Streke der Apenninen, auf der andern vom Meer begrenzt, auf dessen Küste Neapel, und die vielen volkreichen Städte, liegen. Von den alleräItesten Zeiten, so weit die Geschichte reicht, her, war diese Provinz, als eine der fruchtbarsten Gegenden des ganzen Erdbodens, berühmt. Ihr liebstes Symbol, welches man überal, und am häufigsten auf allen alten Münzen campanischer Oerter, findet, war daher Hebon, eine campanische Gottheit, die als ein Stier, mit dem Gesicht eines freundlichen alten Mannes, abgebildet, und wodurch der Akerbau personifizirt wurde. Noch bis auf den heutigen Tag, hat diese Gegend nicht das geringste von ihrer Fruchtbarkeit verlohren. Kaum ist es

nöthig

nöthig, die Erde zu bauen, die fast freiwillig ihre Früchte, im allergrößten Ueberflusse, darbringt. Die Volksmenge ist so unbeschreiblich groß, daß nicht Erde genug für den Pflug vorhanden ist, sondern daß sie gegraben werden muß, und dadurch so reichlich trägt, daß ein weit kleineres Stük Land hier eine Familie ernähren kann, als an jedem andern Orte. Kein Fußbreit Landes ist unbenuzt: Aeker, Wiesen, Gärten, wechseln immerfort mit einander ab; alle Wege, sind mit hohen beschattenden Fruchtbäumen besezt: selbst auf den Aekern und Wiesen, sind Linien von Bäumen gezogen: jede italienische Meile kommt man durch Dörfer, wo überal Wohlstand hervorscheint, und die ganze Gegend ist paradiesisch, aus welchem Gesichtspunkt man sie auch betrachtet.

Illa tibi laetis intexet vitibus ulmos:
Illa ferax oleae est; illam experiere colendo
Et facilem pecori et patientem vomeris unci.
Talem dives arat Capua, et vicina Vesevo
Ora juga, et vacuis Clavius non aequus Acerris.

Virg. Georg. II.

Das alte Capua war so groß und mächtig, daß man es, in den Tagen seines Wohlstandes, mit Rom und Carthago verglich. Es wurde, nach Velleji Paterculi Berechnung, acht und vierzig Jahre früher, als Rom, gegründet. Doch gab es schon zu seiner Zeit verschiedene Meinungen, die Capua's Entstehung viel weiter hinaus sezten. Livius sagt, daß Capua sowohl als Nola von den Hetruriern gegründet wurden, und in diesen ältern Zeiten führte es den Namen des Flusses, an dessen Ufern es gebauet war, nämlich Vulturnum, nach Cluvers Meinung, Alturnum. In der Folge nahmen die Saminten die Stadt ein, und nannten sie, nach ihrem Anführer Capys, Capua. Die römische Geschichte zeigt, wie mächtig sie war, so daß sie, in dem lateinischen Kriege, Rom sehr gefährlich wurde. Livius selbst, nennt sie Urbs maxima opulentissimaque Italiae. Ihre Treulosigkeit gegen die Römer, im zweiten punischen Kriege, ist aus der Geschichte dieses merkwürdigen Krieges bekannt. Aber Hannibals langer Aufenthalt in dieser Gegend, wurde seinem eigenen Heer gefährlich, das mehr durch Campaniens Wollüste, als durch den Krieg mit Rom, ruinirt wurde. Capua wurde hernach von den Römern exemplarisch bestraft, und mußte mehr als einmal römische Kolonien auf-

nehmen: indessen blieb es, auch in spätern Zeiten, doch sehr reich und mächtig, und war stets, nächst Neapel, die vornehmste Stadt in Campanien. Es lag nicht auf derselben Stelle, wo das jezige Capua gebauet ist, sondern ohngefähr zwei italienische Meilen weiter von dem Flusse Vulturnus. Jezt steht ein kleiner Ort, Namens Santa Maria di Capua auf den Ruinen der alten Stadt, wovon man noch viele zerbrochene Säulen und alte Steine sieht. Auch sind die Namen zweier Häuser übrig geblieben, welche die Stellen anzeigen, wo ehemals zwei von Capua's berühmtesten Tempeln gestanden haben; nämlich Casa Pulu und Casa Giove, welches augenscheinlich einen Tempel Apollo's und Jupiters bezeichnet.

Der einzige große Ueberrest, von der Pracht der alten Stadt, ist ihr Amphitheater, das jezt in einem angenehmen Weinberge verstekt liegt. Es war von großem Umfange, mit hohen und großen Bogengängen verziert, und auswendig ganz mit Marmor bekleidet, wovon man Ueberbleibsel findet. Noch jezt steht davon, ein Theil von dem untersten Gewölbe des Amphitheaters, welches rund um dasselbe her gieng, und zu den Kellern führte, wo die wilden Thiere aufbewahrt wurden; einige von diesen Kellern; viele schräge,

wie Treppen gebaute, Bänke für die Zuschauer, und ein Stück Mauer von dem Portikus, der das ganze Gebäude umgab. Es würde weit mehr davon vorhanden seyn, wenn nicht die Einwohner, von Capua und S. Maria di Capua, eine Menge Steine weggeschlept hätten: welches indessen jezt, nachdem der gelehrte capuanische Kanonikus **Mazochi**, die Regierung und das Volk auf diese kostbaren Ruinen aufmerksam gemacht hat *), strenge verboten ist. Aus einer Inschrift, die zu Mazochi's Zeit, unter diesen Ruinen, gefunden wurde, kann man schließen, daß das Amphitheater gebaut worden ist, nachdem Capua römische Kolonien aufgenommen hatte. Es ist auch ohnedem bekannt, daß die Amphitheater nur an den Orten gefunden werden, wo Römer wohnten, indem dieses Volk die blutigen Fechterspiele und Thierkämpfe einführte, die von den andern griechischen und italienischen Nationen nie geliebt wurden. **Mazochi** glaubt, daß er nicht früher, als in den Zeiten der flavianischen Familie, **Vespasianus** und seiner Söhne gebaut

*) Er hat ein vortrefliches Werk darüber herausgegeben, unter dem Titel: Alexii Simmachi Mazochii in mutilum campani amphitheatri titulum aliasque nonnullas campanas inscriptiones, commentarius. Neap, 1727. 4to.

gebaut worden ist. Die Inschrift zeigt, das Hadrian es hat ausbessern, und mit neuen Säulen und Statuen verzieren lassen. Sie wurde mit vielen Lücken, gefunden, fiel aber in Mazochi's Hände, der sie sehr glücklich hergestellt hat:

COLONIA IULIA FELIX AUGUSTA CAPUA
FECIT
DIVUS HADRIANUS AUG. RESTITUI
IMAGINES ET COLUMNAS ADDI IUSSIT
IMP. CAES. T. AELIUS HADRIANUS ANTONINUS
AUG. PIUS DEDICAVIT.

Die alte Via Appia, gieng von Rom, durch Capua, nach Benevent und Brundusium. Man findet daher, hier überal, auf ihren beiden Seiten, alte Begräbnisse. Besonders sah ich, zwischen Caserta und Capua, zwei von sehr edler Bauart. Das eine ist rund, und von grossem Umfange. Sie sind schon längst durchsucht, so daß man jezt vergebens, nach alten Urkunden oder andern Alterthümern, die man gewöhnlich in Gräbern findet, suchen würde.

Ueber die Stifter Nola's, sind die alten Schriftsteller uneins. Livius behauptet, daß es von den Samniten gegründet sey: Silius Italicus und Justinus hingegen, halten es für eine

Ko-

Kolonie von Calcis in Eubara. Vielleicht haben beide Recht: dergestalt nämlich, daß Nola von den Samnitern oder Ausoniern zuerst angelegt, und hernach von den Griechen eingenommen wurde, die des Landes alte Einwohner aus diesem, wie aus so vielen andern Orten, vertrieben. Unläugbar ist es eine uralte Stadt. Unter ihren Mauern verlohr Hannibal die erste Schlacht. Hier war es, wo er von den tifatischen Bergen, jenseit Capua auf denen man noch die Stelle zeigt, wo sein Lager stand, herab kam, um Nola zu überrumpeln: aber **Marcellus** that einen Ausfall, von den benachbarten avellinischen Bergen, und schlug ihn. Man findet noch, in der Nachbarschaft, silberne und metallene Ringe und Bleiklumpen, die vermuthlich Hannibals balearischen Truppen deren Hauptwaffen Schleudern waren, in dieser Schlacht brauchten. In Nola starb auch **August**, und **Tiberius** nahm dort die Regierung in Besitz Im fünften Jahrhundert, war der heilige **Paullinus**, Bischof in Nola, dem man gewöhnlich die Erfindung der Glocken zuschreibt, ob es gleich bekannt ist, daß sie schon vor seiner Zeit existirten. Er hat sie nur in den Kirchen, und auf den Thürmen, eingeführt.

Die Beschreibung der Alten, von Nola's

Lage,

Lage, stimmt völlig mit der Wahrheit überein. Livius nennt es, campestrem urbem, non fluvio non mari septam. Es liegt jezt in einem sehr großen Walde, von Oel- und Maulbeerbäumen, in welchem jedoch viele Stellen dem Akerbau überlassen sind. Die Stadt ist klein und häßlich, doch, im Verhältniß ihrer Größe, sehr volkreich. Aber Campania felix, ist über alle Beschreibung bebauet. Man rechnet für Nola 10,000 Seelen. In der Stadt selbst, sind keine Ueberbleibsel aus dem Alterthum, außer einigen, in den Wänden der Häuser eingemauerten, dorischen Architekturstüken, meistens Gesimsen mit Triglyphen. Die Kaserne für die Soldaten, ist von großen Quadersteinen gebauet, wovon ehemals das Theater aufgeführt war; und wenn man in die Erde gräbt, findet man beständig altes Mauerwerk. Dicht vor den Stadtmauern, sieht man, einige Mauern und ein paar Vonitoria (Ausgänge), von ihrem Amphiheater; aber dieß sind nur Reste der äußern Mauer, denn inwendig ist blos eine kleine Vertiefung, die jezt zum Garten dient. Hier und da stehen einige alte Begräbnißmonumente, die schon im sechzehnten Jahrhundert genau durchsucht sind. Indessen findet man noch beständig, alte Gräber unter der Erde, besonders auf der nordlichen Seite der Stadt. Beim Nachgraben kann

man

man bald merken, ob Hofnung ist, etwas zu finden: denn einmal umgegrabene Erde erhält nie die Konsistenz wieder, die sie in ihrem natürlichen Zusammenhange hatte, ehe sie gerührt wurde. Man findet da die Gebeine entweder ganz lose, oder zwischen vier Steinen, und mit einer Platte bedekt. Gewöhnlich stehen bei dem Kopfe und den Füssen, zuweilen auch an den Seiten der Hände, grössere und kleinere Vasen. Einigemal hat man, die Erde um den Leichnam herum, ganz roth gefunden; welches man auf die Art zu erklären gesucht hat, daß die todten Körper in Purpurtüchern gewikelt gewesen seyen, wovon die Farbe, nachdem das Tuch verfault war, in die Erde gedrungen sey. In andern Begräbnissen lag die Leiche, auf Stüken zerbrochener Vasen mit den schönsten Zeichnungen. Ich war gerade gegenwärtig, als man ein Begräbniß öfnete, worin eine Menge vermoderte Knochen, und zwei kleine Vasen, gefunden wurden.

Der Endzwek meiner Reise, von Neapel nach Nola, war, eine Sammlung campanischer Vasen zu sehen, die ein nolanischer Edelmann, Don Nicola Vivenzio, sich dadurch verschaft hatte, daß er in der ganzen umliegenden Gegend hatte graben lassen, und ich fand wirklich weit mehr, als ich erwartet hatte: denn unter zwei-

hundert

hundert Stücken, waren gewiß zwanzig, von ausserordentlicher Schönheit. Die Erde, woraus diese Vasen gebrannt sind, ist sehr fein, von schöner meist schwarzer Farbe, und ungemeiner Leichtigkeit, im Verhältniß der Größe der Vasen und Schalen. Dabei ist ihre Form und Bildung sehr elegant. Viele haben Zeichnungen, mit sehr gut erhaltenen Farben. Alle Zeichnungen sind gut, und mehrentheils sehr scharf und korrekt. Ich fand besonders einige außerordentlich schöne, die, in Rücksicht auf Zeichnung sowohl als Komposition, nach meinem Urtheil Meisterstüke waren. Darunter zogen zwei große, über einen Fuß hohe Vasen, am meisten meine Aufmerksamkeit auf sich. Auf der einen ist Apollo, mit seiner Leier auf einem Felsen sizend, vorgestellt; Cassandra steht vor ihm, mit einer Lanze in der Hand, und mit sehr ernsthafter Miene. Hinter ihr steht Merkur, mit allen seinen Attributen, mit aufgehobner Hand, und einer Stellung, die große Verwunderung über das Gespräch ausdrükt, das er anhört. Diese Vase ist besonders merkwürdig, weil man deutlich sieht, daß der Künstler alles mit großem Fleiß gezeichnet, und selbst den Kontour korrigirt hat, nachdem er ihn schon einmal gezeichnet hatte, welches man auf andern alten Vasen nicht bemerkt hat:

sowohl

sowohl Zeichnung als Komposition, sind bewundernswürdig schön, und Raphael würde sich ihrer gewiß nicht geschämt haben. Auf der andern Vase ist Apollo wieder, mit einem phrygischen Hut und dem Lorbeerkranz auf dem Haupte. Er sizt, und spielt auf einer Leier. Vor ihm stehen zwei Musen, im Gespräch begriffen, wovon die eine auch eine Leier in der Hand hat. Hinter dem Apollo, kommt eine Figur, in männlicher Kleidung, gelaufen, die einen Lorbeerzweig in der linken Hand hält, und mit der rechten nach dem Lorberkranz greift, womit Apollo's Haupt umwunden ist. Außer diesen beiden großen Vasen, sah ich in der Sammlung, eine Menge kleiner, von großer Schönheit: besonders waren einzelne Figuren darauf, mit aller möglichen Eleganz, gezeichnet. Auf einigen standen Buchstaben und Worte; aber diese waren so klein, daß es fast unmöglich war, sie zu lesen, und ich konnte nicht zur Gewißheit kommen, ob es griechische Buchstaben wären. Dieß ist indessen sehr möglich, da alle Vorstellungen auf den Vasen, aus der griechischen Mythologie entlehnt sind, und die Schönheit der Arbeit ein Zeitalter verräth, wo die Künste schon, zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht waren. In dieser ausgesuchten Sammlung, befinden sich auch andre Vasen,

deren Materie und Zeichnung, ganz von den vorigen unterschieden ist. Die Zeichnung insbesondere ist roh, von Anfängern gemacht, und stellt oft ausländische Thiere, unter andern das Rhinoceres, vor. Don Nicola Vivenzio vermuthete, daß es egyptische wären, und daß die ältesten Völker in Italien, nach Asien und Egypten Handel getrieben, und bei der Gelegenheit die Vasen nach Italien gebracht hätten. Dagegen muß ich indessen einwenden, daß die Zeichnung, so roh sie auch ist, doch gar nicht egyptisch, und bis jezt noch keine gefunden ist, die wirkliche egyptische Hieroglyphen vorstellte. Ein einziger Canopus, steht auf einer von den Vasen; aber die Zeichnung desselben ist ächt griechisch, so daß er aus einem Zeitalter seyn muß, wo schon egyptische Ideen bei andern Nationen in Umlauf waren. Von allen antiken Vasen, sind die nolanischen die schönsten und kostbarsten. Sie waren schon in der alten Welt selten, und wir wissen, daß Cäsar und seine Zeitgenossen, Sammlungen davon anlegten. Selbst die römische Kolonie, die zu Cäsars Zeiten nach Capua gesandt wurde, durchsuchte die alten Gräber, um dergleichen zu finden *). Hieraus erhellt also, daß sie selbst in

*) Suetonius in Caesare cap. 81. Paucos ante menses, cum in colonia Capua deducti lege Julia coloni ad exstruen-

den Zeiten, wo sie gekauft wurden, selten waren. Und das ist sehr natürlich, da dergleichen Kunstwerke unmöglich Fabrikmäßig verfertiget werden, und nur die vornehmsten und vermögendsten Bürger sie besizen, und ihren verstorbenen Freunden mit geben konnten. Denn viele von den Vasen, die man in den alten Gräbern gefunden hat, sind mittelmäßig, und beweisen deutlich, daß man bei den Begräbnissen einen Unterschied zu machen wußte. Die, welche man in andern Gegenden Italiens, in Toskana und Apulien findet, sind lange nicht von so vollendet schöner Arbeit. Ich sah einige avellanische, deren Zeichnung zwar griechisch war, aber durchaus nicht so delikat und korrekt, die Erde nicht so fein und leicht, und die Farben viel weniger harmonisch. Sie sehen ohngefehr aus, wie unsere feinere Majolika. Don Nicola Vivenzio ist Willens, noch einige Jahre nachgraben zu lassen, und dann eine Beschreibung seiner ganzen Sammlung herauszugeben, die gewiß einer der wichtigsten Beiträge zur alten Kunstgeschichte werden wird. Es könnte sehr interessant werden, nachzuforschen, wo die Fabrikanten, die diese Vasen verfertigten, den Reichthum von Ideen, und die vollkommen schönen Kompositionen und Zeichnungen,

cxstruendas villas sepulcra vetustissima disjicerent, idque eo studiosius facerent, quod aliquantum vascellorum operis antiqui scrutantes reperiebant.

nungen, die man auf ihren Arbeiten findet, hergenommen haben: und vielleicht würde es möglich seyn, die Vermuthung zur Gewißheit zu bringen, daß sie berühmte Gemählde großer Meister kopirt haben. Dieß wird besonders dadurch wahrscheinlich, daß viele Vorstellungen so oft wiederholt werden, und die Sujets auf den griechischen Vasen, mehrentheils aus der ältesten griechischen Fabel genommen sind, die die Quelle war, aus welcher die ältesten Dichter und Mahler schöpften. Auf ähnliche Art hat man in neueren Zeiten, Ideen von Raphael und Julius Romanus auf Majolika gezeichnet: und die Schönheit der Zeichnungen auf den alten Vasen, dringt uns fast den Gedanken auf daß ihre Verfertiger große Muster gehabt haben, wornach sie sich bilden konnten. Um in dieser Vermuthung zu einiger Gewißheit zu kommen, würde es nothwendig seyn, alle Nachrichten zu sammeln, die wir von den Werken der alten Mahler haben, und sie mit den Beschreibungen, der bis jezt entdekten griechischen Vasen, zu vergleichen *). Es ist nicht lange her,

*) Es wäre sehr zu wünschen, daß einer unsrer Gelehrten, die Idee des sel. Prof. Hwiid, der alles sammelte, was die Alten vom Protogenes und Zeuxis erzählt haben, fortsezen, und auf eben die Art, das Leben andrer berühmten Mahler, bearbeiten wollte.

daß man angefangen hat, darauf zu achten. In den vorigen Jahrhunderten, wurden sie gewöhnlich gleich in Stůken geschlagen, oder doch so gering geschäzt, daß sie leicht verlohren und verdorben werden konnten: daher ist auch ihre Anzahl, verhåltnißmåsig gegen andre Werke des Alterthums, so klein in Italien. Der berůhmte Ritter Hamilton in Neapel, hat in neuern Zeiten, die Lust, sie aufzusuchen, am meisten rege gemacht. Er hat das Glůk gehabt, selbst in Neapel eine ungemein betråchtliche Sammlung zusammenzubringen, die jezt im Musenm britannicum steht. Zufälliger weise fing er im Jahr 1764, bald nach einer schweren Theurung, an zu sammeln; und da er anfänglich gut bezahlte, so wurden ihm sogar Vasen, aus den Håusern des neapolitanischen Adels, geschikt, indem diese Edelleute, die in drei Jahren keine Einkůnfte von ihren Gůtern bekommen hatten in der åußersten Geldverlegenheit waren, und sich dasselbe auf alle mögliche Art zu verschaffen suchten. Damals waren die Vasen sehr wohlfeil: aber jezt, da sie von allen Kunstliebhabern, die zu Anlegung großer Sammlungen Vermögen haben, gesucht werden, sind sie sehr theuer geworden; und zugleich hat man versucht, sie zu verfälschen, und auf ganz modernen irdenen Töpfen, mit Oel zu mahlen. Viele werden damit betrogen, doch kann ein Kenner sie von den an-

tiken

tiken unterscheiden, da das Oel niemals die Politur und den Glanz annimmt, den man bei den eingebrannten Farben findet. Der König von Neapel, hat neulich in Neapel eine Porzellainfabrik anlegen lassen, worin man sowohl die äußere Form der alten Vasen in Porzellain nachzuahmen sucht, als auch die Zeichnungen kopirt. Bis jezt ist die Fabrik zu neu, um sehr bekannt zu seyn, und sie arbeitet mehrentheils nur für den König, der ganze Service von dieser Arbeit an fremde Fürsten verschenkt. Das Waarenlager der Fabrik von Vasen, und kleinen nach Antiken kopirten Büsten, ist sehr hübsch, und der Direkteur, ein dookanischer Edelmann, ist ein Mann von sehr feinem und ausgebildeten Geschmak, der gewiß dahin sieht, daß Arbeit und Zeichnungen vollkommen werden.

Es wäre sehr überflüssig, hier zu wiederholen, was meine Leser, schon in so vielen Reisebeschreibungen, über den Vesuv, und dessen ehemalige Ausbrüche, gelesen haben. Ich habe den Berg in seiner größten Wuth gesehen, und war eine Nacht auf demselben, wo ich dreißig Lavaströme zählte, die auf den Seiten hinabflossen. Einmal da ich neben einem solchen Strome saß, und ausruhete, mußte ich einem andern aus dem Wege gehn, der seinen Weg gerade nach der Stelle hin nahm, wo ich saß. Es ist ein auffallender Anblik, wenn man diese glühende Masse

dahin strömen sieht. Sie ist fest und zusammenhängend, dunkelroth, mit Rauch umgeben, und der Ton, den sie im fließen von sich gibt, gleicht dem Schlangengezische. Oben auf ihr schwimmt eine unendliche Menge Schlaken, die ganz hochroth sind, Funken sprühen, sich immer über einander hin wälzen, und dabei klingen, wie niederfallendes Glas oder Metall. Als ich das erstemal auf dem Vesuv war, konnte man unmöglich bis an den eigentlichen Krater kommen, indem er ohngefehr alle fünf Minuten Feuer und Steine auswarf. Ich mußte also auf dem äußersten Rande des alten Kraters bleiben, und den Anbruch des Tages erwarten, und genoß da den herrlichen Anblik, wie die Wolken, die sich während der Nacht rund um den Berg gelagert hatten, dem Licht des Tages weichen mußten, einen Anblik, den ich oft vergebens zu sehen gewünscht hatte. Das Zweite oder Drittemal, da ich auf dem Berge war, konnte ich den Aschenberg besteigen, und in die Oefnung des eigentlichen Kraters hinab sehen, die nach meinen Augenmaaß hundert Ellen tief seyn mochte. Ich sah nichts darin, als eine weite Grube und zwei Löcher, aus welchen beständig ein weißer Schwefeldampf aufstieg, und es war, aus Mangel an reiner Luft, nicht möglich, länger als fünf Sekunden über diesem Abgrunde zu stehen. Ich war das erstemal

auf dem Vesuv, ehe ich nach Sicilien ging. Als ich zurük kam, bestieg ich ihn wieder: und in dieser Zwischenzeit war der Kegel, der jezt mitten in dem alten Krater des Berges steht, niedriger geworden; dagegen war der Krater sehr mit der Lava angefüllt, die hinein geflossen war. Es hatten sich zwei bis drei Schornsteine darin gebildet, aus welchen die lichte Flamme aufschlug, und in der Lava waren verschiedene Höhlen, die Salpeter und andre Salzarten hervor brachten. Wenig Tage endlich, ehe ich Neapel verließ, sah ich den Anfang eines neuen Ausbruchs, und die Heftigkeit, womit die neue Lava hervor schießt. In drei viertel Stunden war sie schon ein und eine halbe italienische Meile hinab geströmt, welches die Höhe des ganzen unfruchtbaren, aus Asche und Lava bestehenden, Theils des Berges ist. Hernach floß sie in ein Thal; zwischen dem Vesuv und dem Berge la Somma, hinab, wo sie keinen Schaden thun konnte. Drei Tage nach dem Anfang dieses Ausbruchs, machte ich meine lezte Reise nach dem Berge, um diese neue Lava zu sehen. Ich ging längst den Seiten des Berges hin, wo sie floß, und kam über Lavastüke, die nur drei Tage alt, und doch schon abgekühlt genug waren, daß ich darüber hin gehen konnte. Ein heftiger Sirocco, der mir entgegen stürmte,

 be-

beraubte mich so ganz meiner Kräfte, daß ich nicht im Stande war, den Gipfel des Berges zu erreichen, ob ich gleich nur noch eine Viertelmeile davon entfernt war. Herr Bartus, der zugleich den Berg bestieg, war glüklicher, und sah diesesmal die Lava bei ihrem Entspringen, und die Oefnung in dem Berge, wo sie sich heraus arbeitete. Aber er sezte sich, wie er selbst gesteht, augenscheinlicher Lebensgefahr dabei aus indem die Oefnung, außer der herausströmenden Lava, auch Feuer und Steine auswarf, vor welchen er nicht sicher seyn konnte *).

Das Herkulanische Museum in Portici, wird durch die neuen Entdekungen, die man in Pompeji macht täglich vermehrt; aber es geht natürlicherweise alles langsam, da nur wenig Menschen dabei arbeiten, und selbst diese wenigen nachlässig sind, und nicht unter scharfer Aufsicht stehen. Jezt soll die Regierung, mit Ernst, auf die Fortsezung der Arbeit bedacht seyn. Einige hundert Menschen könnten, in Zeit von zwei Jahren, leicht die ganze Stadt Pompeji aufgraben; denn sie war nicht sonderlich groß, und die Arbeit, die volkanische Asche fortzuschaffen, ist nicht schwer, da diese selten höher, als anderhalb oder zwei Ellen, über den Häusern liegt. Alles was man

*) Bartels Briefe über Calabrien, S. 25.

man in Herculanum und Pompeji gefunden hat, wird in die Sammlung in Portici gebracht. Doch läßt man jezt die unbedeutenderen Gemählde in den Mauern bleiben, und nimmt nur die besseren weg. Die Sammlung in Portici, ist zu bekannt, als daß ich hoffen dürfte, etwas neues darüber sagen zu können. Das einzige bisher unbekannte, war die Zeichnung von der Maschine, die zum Abwikeln der Papierrollen gebraucht wird, und die uns Herr Bartels jezt, in seinen Briefen über Calabrien, mitgetheilt hat. Ich habe eine andre Zeichnung, von derselben Maschine, mit gebracht; allein da der Unterschied zwischen dieser und der oben erwähnten sehr unbedeutend ist, so halte ich es nicht für der Mühe werth, sie noch einmal in Kupfer stechen zu lassen, besonders da sie auch im ersten Stük der allgemeinen Literaturzeitung von 1788 steht. Die Methode des Abwikelns ist leicht und gut; allein es ist doch nicht zu vermeiden, daß nicht häufig Oefnungen und Löcher entstehen, besonders, da es sich oft zutragen kann, daß das was auf der einen Linie stehen sollte, an dem Gummi hängen bleibt, der diesem beschriebenen Staube seine Konsistenz wieder giebt, und so in eine ganz andre Linie versezt wird, welches hernach bei der Interpretation große Schwierigkeiten verursacht. Dieß läßt sich indessen alles überwin-

den, besonders, wenn sprachkundige Männer alles mit Achtsamkeit abwikeln, und das, was sie von der Rolle abgelöset und auf Baumwolle geklebt haben, gleich abschreiben. Man hat nunmehr Maschinen angeschaft, und mehr Arbeiter angesezt, so daß es vermuthlich jezt mit dem Abwikeln schneller gehen wird. Neulich ist ein lateinisches Manuscript, über die Theater, entdekt, welches Hofnung geben kann, daß vielleicht einmal ein oder anderes Stük, von berühmten lateinischen Schriftstellern, gefunden werden *).

Die Sammlung der herkulanischen Alterthümer, mit der Erklärung, die auf königliche Kosten herausgegeben wird, ist hinlänglich bekannt. Schade daß man das Werk so ungeheuer groß macht,

*) In den Zusäzen zu seinen Nachrichten schreibt Herr Prof. Münter: Das Gericht von einer oscischen Handschrift hat sich nicht bestätiget. Alle bis jezt entdekte Manuskripte sind griechisch. Aber man hat auf einer von den Säulen, die um den Hof des Soldatenquartiers herumstehen, eine oscische Inschrift gefunden, die vermuthlich ein Soldat zum Zeitvertreib eingerizt hat. Das wurde denn ein Beweis, daß diese Sprache sich unter dem Volke, selbst zu den Zeiten der ersten Kaiser, erhalten hat, und daß also das Lateinische, in den von Rom etwas abgelegenen Provinzen, nicht so allgemein herrschend gewesen ist. Pr.

macht, wodurch der Preiß, für Privatleute, zu hoch wird. Die Gemählde, und ein Theil der Bronzen und Statuen, sind neu beschrieben, und herausgegeben. Jezt ist man darauf bedacht, die bisher abgewikelten Manuskripte herauszugeben; die man denn bald genug in Deutschland nachdruken, und dadurch gemeinnüziger machen wird.

Die in diesen, mit Asche bedekten, Städten gefundenen Mahlereien, werden in einigen besondern Zimmern aufbewahrt, und sind alle enkaustisch mit Wachsfarben, gemahlt. Diese verlohren gewesene Kunst ist, in den leztern Jahren, aufs neue erfunden worden. Es ist bekannt, daß schon Graf **Caylus** und Prinz **San Severo** in Neapel, viele ziemlich glükliche, Versuche machten. Ein noch in Bologna lebender spanischer Exjesuit, fuhr mit dem Versuche fort *), und der Hofrath **Reiffenstein** in Rom, hat die Sache, zu einem noch höhern Grad der Vollkommenheit gebracht. Die Kunst besteht in der Zubereitung des feinen weißen punischen Wachses, das, wie Zuker oder Mehl, in Wasser aufgelöset werden kann. Mit diesem Wachse werden dann die, meistens

*) Dieser beschrieb seine Versuche in einer kleinen Schrift: Saggi sul ristabilmento dell' antica arte de' greci e de' romani pittori, del Sigre Abbate D. Vincenzo. Venezia 1784 8.

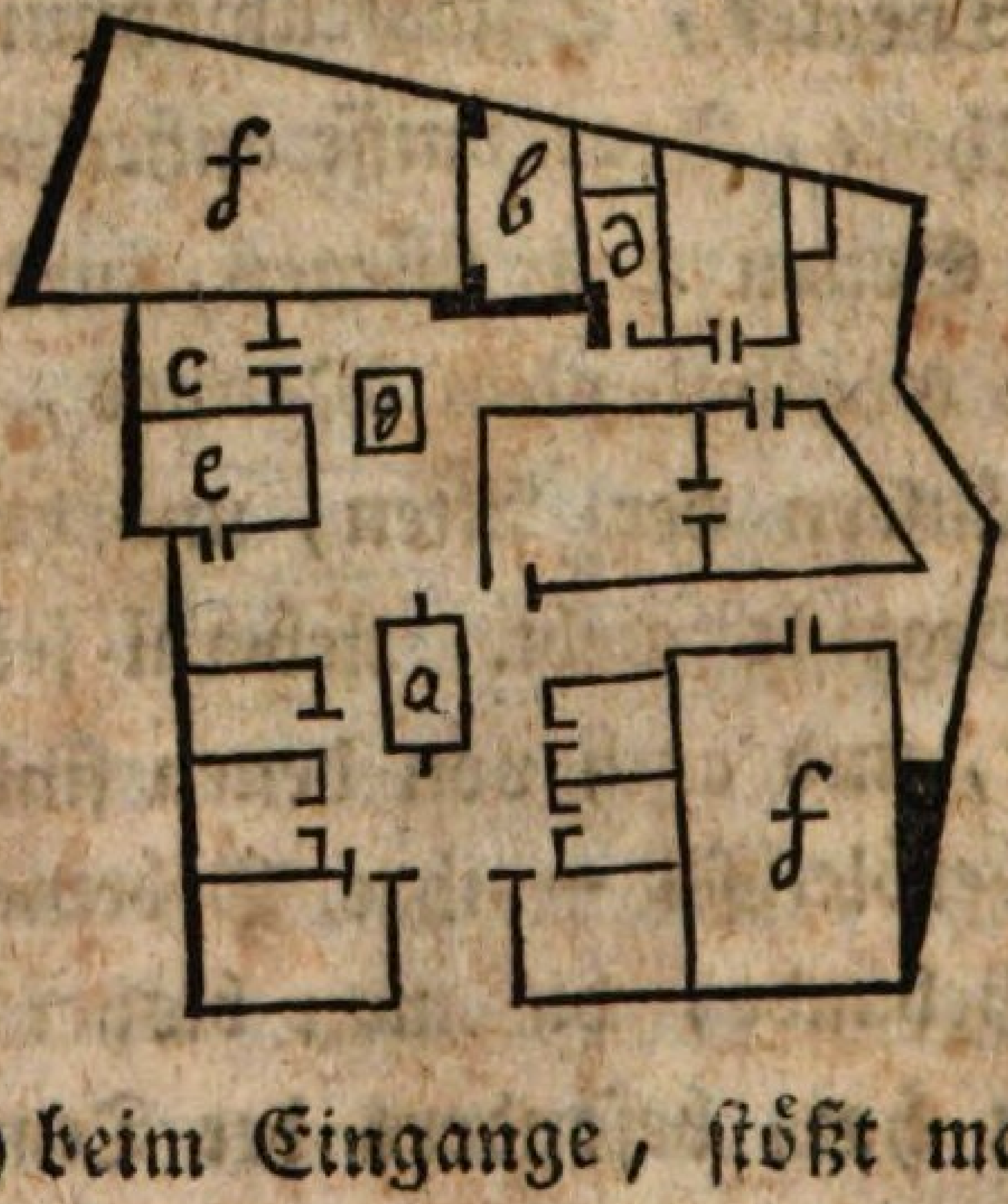
meistens mineralischen, Farben gerieben, und hernach, wie Farben in der Gouachemahlerei, behandelt. Wenn das Gemählde fertig ist, wird geschmolzen Wachs über das ganze Stük gegossen, und dieses so nahe ans Feuer gesezt, daß das Wachs ganz wieder wegschmilzt. Darauf wird das Stük polirt, und ist fertig. Die römischen Mahler, die an diesen Versuchen Theil genommen haben, sind sehr damit zufrieden gewesen, und glauben, daß diese Mahlerei die Vortheile der Gouache und Oelmahlerei vereinigen, und dauerhafter als beide seyn werde. Man hat versucht auf Materien aller Art zu mahlen: auf Papier, Leinwand, Holz und Stein, und überal mit gleicher Wirkung. Vorzüglich gelingen die Landschaften, wo selbst der Hintergrund meistens seine Harmonie mit dem Vorgrunde behält. Dieß ist indessen alles noch Versuch. Die Zeit und mehrere Erfahrungen werden zeigen, ob die Mahlerei dauert, nicht die Farbe verliehrt, und nicht von den Materien, worauf sie gemahlt ist, abspringt. Hält sie alle diese Proben aus, so dürfte sie vielleicht die Oelmahlerei verdrängen, oder sich wenigstens neben dieser stellen.

Die Stadt Pompeji selbst, ist einer der interessantesten Gegenstände, die einem wohl unterrichteten und denkenden Reisenden vorkommen

können. Mehr als irgend etwas, sezt der Anblik dieser alten Stadt die Seele in die Zeiten der entflohenen Jahrhunderte zurük. Man sieht sich in eben den Gassen, in eben den Häusern, wo diese, durch eine Reihe von achtzehn Jahrhunderten von uns getrennten, Menschen wohnten; und doch sollte man glauben, daß diese Wohnungen erst ganz kürzlich verlassen worden wären. Hier und in den Museum in Portici, wird man viel genauere, als durch Bücher möglich ist, mit den häuslichen Leben der Alten bekannt; mit den Bequemlichkeiten, die sie sich zu verschaffen wußten, mit dem feinen Luxus, der überal, selbst in ihren kleinsten und unbedeutendsten Meubeln, herrschte. Man geht in den Häusern, sieht die Zimmer, Triolinien, Bäder, Keller und die ganze Einrichtung ihrer Wohnungen überhaupt. Man sieht Tempel, Theater, Soldatenwohnungen, Stadtmauern, Thore, Begräbnisse außerhalb der Stadt auf beiden Seiten des Weges, und endlich die Villa eines wohlhabenden Mannes, die uns von den Landhäusern der Alten, und deren Pracht, deutliche Begriffe giebt. Ueberal fehlen nur die Einwohner, und auch von denen findet man hier und da Ueberbleibsel — ihre Gebeine.

Die Gebäude, die man bisher in Pompeji aufgegraben hat, besonders der Tempel und das Thea-

Theater, sind in allen Reisebeschreibungen beschrieben. Ich kann also desto kurzer seyn, und will nur einen kleinen Grundriß, von einem der größten und besten Häuser in der Stadt, mittheilen' eben den, worin man eine Sammlung chirurgischer Instrumente gefunden hat, und wovon man daher bis jezt vermuthet hat, daß es das Haus eines Arztes gewesen sey. Im Ganzen gleicht es den meisten übrigen: doch mit dem Unterschiede, daß es nur ein Stokwerk hat, dahingegen die auf der andern Seite der Gasse, die Terrassenweise auf einen nach der See zu gehenden Abhange gebauet sind, zwei bis drei Terrassen oder Etagen haben, die in einigen, durch einen schrägen bedekten Gang, in andern, durch gewöhnliche steinerne Treppen, verbunden sind. Der Plan des Hauses, von welchem ich hier rede, ist ungefehr folgender:



Gleich beim Eingange, stößt man auf einen großen gepflasterten, in andern Häusern mit Mosaiken

saiken gezierten, Hof, in welchem eine Zisterne a, und ein andres Bassin g, ist, das vermuthlich zum Quellwasser gebraucht worden ist. Hinter diesem leztern bei b, ist ein kleiner Gartenplaz. Rund um den Hof, der die Hälfte von dem ganzen Grunde des Hauses einninimt, liegen die Zimmer, die alle klein, fünf bis sechs Schritte lang, und ohngefehr eben so breit sind, die beiden mit f bezeichneten ausgenommen, die die besten Stüken gewesen zu seyn scheinen, und von deren Art man in allen pompejischen Häusern findet. In dem Zimmer c, ist ein kleiner Brunnen, und über demselben ein sehr schönes Gemählde: ein Flußgott, mit zwei Nimphen, die Wasser schöpfen. In dem Zimmer e, ist ein altes Bad, mit einem andern Gemählde, nemlich Diana und Endymion, auf der Wand, dessen Farben noch nichts von ihrer Schönheit verlohren haben. In dem Zimmer d, wohnte vermuthlich ein Chirurgus; denn da hat man einen ganzen chirurgischen Apparat gefunden.

In den an der Seeseite liegenden Häusern, ist eben die Einrichtung. Ich habe schon gesagt, daß sie Stokwerke haben, deren unterstes Horizontal mit dem Strande liegt, und vermuthlich zu Gärten geführet hat, die wohl denen, die man bei dem Landhause außerhalb der Stadt sieht, geglichen haben werden. In diesen Häusern

sind, die meisten Zimmer in den untern Stokwerken, gewölbt. In einiger befindet sich auch die Küche. Man muß ein Bauverständiger seyn, um, wenn man alles gesehen hat, einen Plan des Ganzen zeichnen zu können, da man auf der Stelle nicht zeichnen darf, und kaum Gelegenheit findet, einige Worte aufzuschreiben: daher ist, außer **Piramsi's** Situationskarte, noch kein eigentlicher Plan von Pompeji heraus gegeben *). Aber man erwartet solchen nun, in einem der nächsten Bände der Antichità d' Ercolano, die in Neapel auf königliche Kosten gedrukt werden. Und dann werden vermuthlich zugleich, die Aussichten vom Tempel der Isis und den andern Gebäuden, ans Licht kommen, denn die, welche von einigen Gebäuden jezt in Rom verkauft werden, sind blos aus dem Gedächtnisse gezeichnet, so daß sie unmöglich genau seyn können **).

Von

*) Indessen bringen gewöhnlich die Künstler Plane von Pompeji mit, da einer des andern Zeichnungen kopirt, und sie immer mehr verbessert. Ich glaube auch, daß einzelne Aussichten von Pompeji in Voyage pittoresque du Royaume de Naples gestochen sind.

**) Ein paar Zusäze zu meinen Nachrichten von Pompeji, werden vielleicht meinen Lesern

Von Pompeji führt der Weg durch eine Reihe angenehm liegender und ungemein volk-

rei-

sern nicht unangenehm seyn, da sie die neuesten Entdekungen enthalten. Ich will ihnen solche also nach den Beschreibungen, die ich aus Neapel bekommen habe, mittheilen.

In der Mitte des vorigen Sommers (d. J. 1787.) hat man in Pompeji eine neue Straße entdekt, die um ein Drittel schmaler ist, als die bekannte Hauptstraße, mit der sie in einen spizen Winkel zusammen läuft. Sie ist eben wie diese gepflastert, und hat auf beiden Seiten breite Steine für die Fußgänger. Diese breiten Steine sind, an einigen Stellen, mit Mauern durchschnitten, die man vielleicht aufgeführt hat, um Häuser zu unterstüzen, die, durch vorhergegangene Erdbeben, baufällig geworden waren. Die Straße läuft hinter dem Gebäude hin, das man vorhin das Haus des Arztes genannt hat, und man hat, bei genauerer Untersuchung gefunden, daß dieses Haus nur ein kleiner Theil des ganzen Gebäudes war, welches das größte und prächtigste von allen bisher in Pompeji

reicher Landstädte worunter Nocera, la Cava und Vietri die vornehmsten sind, nach Saler-
no,

entdekten Häusern ist. Es hat drei Höfe, deren einer mit gereiften Säulen eingefaßt ist, die auswendig mit rother, und oben mit gelber Farbe, gemahlt sind. Es hat zwei Eingänge; den großen von dem Haupthofe, und den kleineren von der neu entdekten Straße: auf dem Thürgesimse des kleineren, steht das Wort SALVE in Mosaik. Der vordere Hof, der bisher das Haus des Arztes hieß, war zu Bädern, Zisternen, Ställen Küchen und zu Wohnungen der Sklaven bestimmt, unter welchen vermuthlich auch ein Chirurgus gewesen ist, dessen Instrumente man gefunden hat. Um den zweiten Hof herum, den man jezt entdekt hat, und der mit der kleineren Straße Kommunikation hatte, lagen die herrschaftlichen Zimmer und Schlafgemächer, wovon die meisten mit sehr schönen Gemählden geziert waren, die größtentheils auf die Fabeln von der Venus und vom Bacchus anspielten. Der dritte Hof, der den gemahlten Portikus hatte, war zu Staatszimmern bestimmt, unter denen man
eins

no, dem alten Salernum, der ersten Besizung der Normänner in Italien. die umliegende Ge-

eins mit drei zu Statuen eingerichteten Nischen fand. An einer Stelle sieht man, daß die Reparation, die man nach dem Erdbeben angefangen hatte noch nicht voldet war, als die Stadt mit volkanischer Erde überschwemmt wurde. Hinter dem vordersten Hofe, hat man einen Wagen mit zwei Rädern, die mit metallenen Platten belegt waren, und viele Pferdeknochen, gefunden. Aber diese Sachen sind noch nicht im Museum von Porti aufgestellt, und werden daher Fremden nicht gezeigt.

Ein anderes nun entdektes Haus, ist besonders merkwürdig, weil sich unter den Zimmern desselben eins befindet, in deßen Mitte eine breite Mauer steht, deren innerer Rand ein wenig höher als ein gewöhnlicher Stuhl ist, und die nach der äußeren Seite zu schräge hinab geht, so daß sie zulezt kaum einen Fuß über der Erde hoch ist. Neben der Wand des Zimmers, ist eine Wasserröhre in der Erde, und in der Eke befindet sich eine kleine Brunnen-

gend, besonders die, worin Cava, Vietri und Salerno liegen, ist unwiedersprechlich eine der schönsten in ganz Italien. Berge und Thäler haben hier die mahlerischste Form; alles blühet und grünet, hohe ehrwürdige Felsen, erheben sich zwi-

einfassung. Aus diesem Zimmer kommt man, durch einen langen schmalen Gang, nach einer auf der Seite des Ganges liegenden Kammer, in deren Mitte ein kleiner Altar steht. Dem Altar gegenüber, sind zwei kleine und tiefe Nischen in der Mitte der beiden an einander stoßenden Wände der Kammer, und eine dritte Nische in der Wand des Ganges, dem Eingange der Kammer gegenüber. Diese beiden Kammern und der Gang, sind vermuthlich zu einem mysteriösen Gottesdienst gebraucht worden, zu dem man sich durch Reinigungen in dem ersteren Zimmer vorbereiten mußte. In Neapel hält man das zweite Zimmer für ein Lavarium, und das erstere für ein Triclinium, oder einen Speisesaal. Aber dieß ist nicht wahrscheinlich, da die Mauer, auf welcher die Gäste denn hätten sizen müssen, zu dergleichen Gebrauch gar zu unbequem ist. und überdem in keinem andern Hause ähnliche Einrichtungen gefunden sind.

zwischen den schönsten duftenden Olivenwäldern. Die ganze Gegend ist mit Häusern besäet, und im hohem Grade volkreich. Unter den Bergen sind angenehme Grotten, aus welchen kleine Bäche hervor rieseln; und häufig öfnet sich die Aussicht nach dem Meer, das die schönen Küsten des Landes begrenzt. Es wäre vergeblich, diese hinreißenden Gegenden einem, der sie nicht selbst gesehen hat, hinlänglich beschreiben zu wollen: aber ihr Andenken wird in eines jeden Gedächtniß unauslöschlich seyn, der nur einige Tage darin gelebt hat.

Außer den Städten ist dort auch, ein reiches und berühmtes Kloster, la S. S. Trinitá di Cava, das von gastfreien und gelehrten Benediktinern bewohnt wird. Seine Lage auf dem Gebirge, mitten unter hohen Felsen, ist wild und schaurig. Es ist uralt, und wurde gerade in einer Zeit angelegt, wo die Mönche sich dergleichen einsame und schaurige Oerter zur Wohnung wählten, indem diese am meisten ihrer Lebensart entsprachen. Für einen Gelehrten, ist dieses Kloster äußerst wichtig, wegen seines Archives, das eins der größten und wohlgeordnetesten in Europa ist. Man rechnet die Anzahl der Diplome auf 60,000, und alle sind so genau klassifizirt, daß man in kurzer Zeit erfahren kann, ob das,

was man sucht, in dem Archive ist, oder nicht. Es sind sehr viel longobardische, denn so alt ist das Archiv dieses Klosters, und normännische darunter. Die longobardischen hat neulich ein gelehrter, damals in dem Kloster lebender, Benediktiner, Don Salv. de Blasii, heraus gegeben, unter dem Titel: Series principum qui Longobardorum aetate Salerni imperarunt. Neap. 1785, Fol. Verschiedene berühmte Männer, haben in diesem Kloster gelebt, und das Archiv benuzt, unter denen besonders Camillus Peregrinus genannt zu werden verdient, dessen Handschriften dort aufbewahrt werden, und einem Geschichtforscher sehr wichtig seyn müßten, da sie, so viel ich weiß, noch nicht gebraucht sind. Nichts ist in diesen Zeiten leichter, als Zugang zu diesem Archive zu haben, da die Mönche jeden Fremden, mit der größten Gastfreiheit, aufnehmen, und nichts von dem zurükhaltenden Wesen haben, womit so viele andre die in ihren Klöstern aufbewahrten Schäze bewachen. Zu wünschen wäre nur, daß das Kloster bald ein Verzeichniß seiner sämtlichen Diplome heraus geben wollte, welches schon längst fertig liegt, und Verfasser gehabt hat, die gewiß im Stande waren, ein solches Werk zu schreiben.

Salerno ist noch eine Stadt von Bedeutung.

tung. Sie ist die Hauptstadt des Pricipato citra, der Siz der Regierung, und treibt großen Handel. Besonders ist sie im Anfange des Oktobers wichtig, wo ein sehr berühmter Markt daselbst gehalten wird, der dem in Sinigaglia kaum nachsteht, und aus den Provinzen von ganz Italien, besonders Unteritalien, besucht wird. Die Menge, der herbei strömenden Menschen, ist dann so groß, daß sie bei weitem nicht Plaz haben, in der Stadt zu wohnen, sondern die Nächte in den benachbarten Dörfern zubringen. Der Hafen bei Salerno ist eine offene Rheede, und folglich sehr unsicher. Die Regierung war daher gesonnen, einen Hafen bei Vietri anzulegen, das an einer, dem Kieler Hafen gleichenden, Bucht liegt, und dessen vortheilhafte Lage, die Schiffahrt und Handlung des ganzen untern Italiens an sich ziehen könnte. Man glaubte, daß Salerno demohngeachtet Nahrung genug behalten würde, besonders da der Markt oder die Messe ferner dort gehalten werden sollte. Aber die saleritanischen Kaufleute, die sich vor der Revolution, die der neue Hafen verursachen würde, fürchteten, wußten durch Bestechungen alles so einzuleiten, daß man einen Molo oder Damm, mitten im Hafen von Salerno anzulegen beschloß,

der die Wellen brechen und den Hafen sicher machen sollte. Die Ausführung dieses großen Werkes hat man nun angefangen. Die Zeit wird lehren, in wie weit es den Hafen verbessern kann.

Salerno selbst ist an einem Berge hinauf gebauet, auf dessen Spize eine alte normännische Festung liegt, die noch gebraucht wird, und einige Ueberbleibsel von altem römischen Mauerwerk enthalten soll. Die Straßen der Stadt sind eng und steil; die Häuser alt und häßlich, und das Ganze gar nicht angenehm. Man findet überal in den Mauern Ueberbleibsel von alten Architekturstüken, besonders Säulen: aber das wichtigste ist in der Domkirche vereinigt, die vermuthlich auf den Ruinen eines alten Tempels steht, ob man gleich nicht weiß, was für ein Tempel es gewesen ist. Man sieht noch ein Stük von einer, aus großen Quadersteinen, ohne Kalk gebaueten, Mauer. Den Vorhof der Kirche umgiebt ein Portikus, der auf vielen alten Säulen, zum Theil sehr schönen korinthischen und kannellirten, ruht. Diese haben wahrscheinlich in Pästum gestanden, und sind von Robert Guischard, der die Kirche gründete, nach Salerno gebracht worden. Mitten im Vorhofe steht ein großes porphyrnes Bassin, von acht Ellen

im Durchmesser. Niemand weiß, wo es hergekommen ist; das Volk glaubt, daß der berühmte Abälard den Teufel gezwungen habe, es dahinzusezen. Die Kirche selbst ist majestätisch, hoch und hell. Sie ist von Robert Guischard und seinen Nachfolgern gebauet, hat, so wie der Vorhof, viele alte Säulen, und Fußböden von mosaischer Arbeit, nebst einigen alten Sarkophagen, worunter einer ein Basrelief hat, dessen Inhalt die Unterredung zwischen Priamus und Achilles ist, als er die Leiche Hektors erkaufen wollte. Das Stük ist groß und hat eine Menge Figuren, indem alle Personen, welche die Geschenke tragen, die Priamus mitbringt, darauf vorgestellt sind. Andre Sarkophagen stehen im Vorhofe der Kirche, unter dem Säulengange. Von diesen verdient nur einer genannt zu werden, der einen sonst hinlänglich bekannten, aber hier ziemlich wohl ausgeführten Gegenstand, die calydonische Jagd, vorstellt. In einer von den Kapellen der Kirche, befinden sich die Begräbnisse von zween der größten Männer des Mittelalters: **Gregor VII**, und **Johannes von Procita**. Der eine liegt unter einem Altar, und ist ein Heiliger; der andre liegt demüthig zu seinen Füßen, unter einen bloßen Leichenstein. Sonderbar genug ist es, daß zwei Männer, von so

verschiedenem Karakter, so nahe bei einander ruhen müssen. Der eine ein harter Despot, der andre ein Feind alles Despotismus und aller Unterdrükung, und der Befreier Siciliens vom Joche des Hauses Anjou. Auf seinem Grabe steht eine lange Inschrift. Ich hatte nicht Gelegenheit, sie abzuschreiben, weil der Küster, der mir die Gitterthür der Kapelle öfnen sollte, nicht bei der Hand war. — —

Salerno's alte Universität, deren medizinische Fakultät, unter dem Namen Schola Salernitana, im Mittelalter so berühmt war, ist jezt sehr verfallen. Einige Professoren der Medizin und Jurisprudenz, die ganz in obscuro leben, sind die einzigen Ueberbleibsel davon. Etwas besser sollen die höheren Schulen seyn, die in dem aufgehobenen Kollegium der Jesuiten gestiftet sind: wenigstens befinden sich zuweilen sehr brauchbare Männer bei denselben, die aber, so bald man sie kennen lernt, nach Neapel versezt werden.

Ohngefähr sechs Meilen von Salerno, liegen die Ruinen des alten Pästum. Ich benuzte eine gute Gelegenheit, die ich während meines Aufenthalts in der schönen Gegend von Salerno, nach meiner Zurükkunft aus Sicilien, fand, diese ehrwürdigen Ueberbleibsel des Alterthums zu be-

sehen,

sehen, und will hier kürzlich, das wichtigste, was ich sah, erzählen, ob ich gleich vermuthen muß, daß der größte Theil meiner Leser, Pästum aus den großen Kupferstichen kennt, die von diesen Ruinen in den lezten Jahren erschienen sind.

Der ganze Weg von Salerno nach Pästum, ist schön und angenehm; er geht fast immer, längst dem Meere, durch eine große Ebene, die auf der östlichen Seite von fruchtbaren und schönen Bergen umgeben ist, welche die Provinz Salerno von Basilicata und den nicht sehr weit davon liegenden calabrischen Grenzen scheiden. Unbeschreiblich schön ist die Gegend nahe bei Salerno selbst. Der Weg nach Pästum geht durch einen langen Wald von hohen Pappeln; durch eine unendliche Menge Gärten, und bei vielen im Schatten der Bäume rinnenden Quellen und Bächen vorbei. Gegen die Seeseite hin öfnet sich eine unbegrenzte Aussicht über die ganze Bucht von Salerno, von den über das Meer hervorragenden Felsen Vietri's an, bis an das Vorgebirge Policastro. Aber bei all dieser hinreissenden äußern Schönheit fehlt doch dieser Gegend das wichtigste Geschenk der Natur, ohne welches die andern nur wenig nuzen können, nämlich gesunde und frische Luft; denn in diesem feuchten und höchst fruchtbaren Boden wird viel

Reis gebauet, der eine von Salerno's vornehmsten Handelszweigen ist; aber dessen Ausdünstungen, besonders im Sommer, sehr ungesund sind, und es für einen Fremden sehr gefährlich machen, in dem südlichen Theil der Stadt, der nahe an den Reisfeldern liegt, eine Nacht zu schlafen. Der Tag, den ich zur Reise gewählt hatte, konnte nicht schöner und lieblicher seyn. Ich verließ Salerno, ohngefähr drei Stunden vor Sonnenaufgang, in einer herrlichen Mondnacht, und kam kurz nach Sonnenaufgang an einen Fluß, der bei den Alten die Grenze, zwischen Campania und Lucania, machte. Einige wenige Menschen, die in elenden, wie Zukerhüte gebauten, Strohhütten wohnen, führen die Reisenden, auf einer Fähre, an das andre Ufer des Flusses. In Lucanien selbst, ist sehr wenig Land bebauet. Das meiste besteht aus Heide und Morästen, die besonders den großen Büffelheerden, den zahlreichsten Bewohnern dieser Gegend, zur Weide dienen. Schwerlich giebt es ein abscheulicheres Thier auf dem Erdboden, als diese Ochsen, deren ganze Bildung, schmuzige graue Farbe, und ungeheure Größe, den Unterschied, zwischen ihnen und gewöhnlichen Ochsen, sehr merklich macht. Dabei sind sie sehr wüthend und gefährlich. Wenn man sie gefangen hat, denn sie leben in

diesen Morästen im Stande völliger Wildheit, kann man sie nur dadurch bändigen, daß man sie mit glühendem Eisen blendet; und muß ihnen einen starken Maulkorb umlegen, der sich bald durch die Haut reibt, und immer in rohem Fleische liegt. Ihr Treiber hat, anstatt der Peitsche, einen Steken mit einer eisernen Spize in der Hand, der auch im ganzen Orient, von den allerältesten Zeiten her, das Gewehr der Hirten gewesen ist. Sie sind außerordentlich stark, und könnten daher weit mehr arbeiten, als andre Ochsen; ihr Fleisch ist saftig nnd kräftig, und gehört zu den großen Delikatessen der Neapolitaner. Schon in den ältern Zeiten der Römer, waren sie, unter dem Namen, der lukanischen Ochsen, bekannt; obleich jene sie wohl selten gesehen haben müssen, da sie die Elephanten, die sie in dem Kriege mit Pyrrhus kennen lernten, für Thiere gleicher Art halten konnten.

Die Gegend um Pästum, ist etwas besser angebauet, als der übrige Theil von Lucanien. Aber überal ist sie von Menschen entblößt, die auf den benachbarten Bergen wohnen. Die wenigen, die in der Ebene und in der Stadt selbst leben, sehen ungesund aus, und es ist gewiß, daß die Luft in diesen niedrigen Gegenden niemals gut, im Sommer aber so giftig ist, daß sie

fast

fast immer äußerst gefährliche Faulfieber hervorbringt. Daher eilen auch alle Reisende, die Pästum besehen, so schnell als möglich wieder fort; und besonders hütet sich jeder, dort zu schlafen, wie ermüdet von dem langen Wege er auch seyn mag, da die Erfahrung so oft gezeigt hat, daß die Luft ihre schädlichen Wirkungen auf den Körper mehr äußert, wenn er ruhet und schläft, als wenn er in Bewegung ist. Es ist diese Luft, die von den Italienern cattiva aria genannt wird, und blos durch das Zusammenwohnen mehrerer Menschen in der Gegend, und durch den Rauch ihrer Schorsteine, verbessert werden kann. In den ältesten Zeiten, da diese Küsten Italiens ungemein volkreich waren, hatten sie überal schöne Luft, und schönes Klima. Jezt hingegen greift die schlechteste Luft fast jedes Jahr mehr um sich, und Oerter, wo die Luft vor einem halben Jahrhundert gesund war, fangen jezt schon an zu merken, daß sie schlechter wird, so die Erfahrung wirklich zu beweisen scheint, daß die Güte der Luft in genauem Verhältnisse mit der Bevölkerung des Landes steht.

Die allerälteste Geschichte Pästums, ist völlig unbekannt. Man vermuthet, daß es von italienischen Nationen, vielleicht den Oenotriern gebauet ist; und schreibt dieser Nation einige sehr

alte

alte Münzen zu, auf denen mit oscischen Buchstaben der Name Fistillis steht, den man für einerlei mit Bistuvium hält, einem Namen, der sich in den älteren Erdbeschreibern findet. Die Sybariten führten hernach eine Kolonie dahin, und verjagten, wie alle Kolonien zu thun pflegen, die alten barbarischen Einwohner. So ward die Stadt ein Eigenthum dorischer Griechen, und erhielt vermuthlich gleiche Geseze und Regierungsform, mit den übrigen dorischen Städten in Unteritalien. Die Sybariten umgaben sie mit Mauern, dicht am Ufer der See, und führten höchst wahrscheinlich die großen Monumente auf, die man noch findet, und deren Bauart ein Beweis ihres hohen Alters ist. Die Stadt bekam nun, dem Neptun zu Ehren, der von allen dorischen Nationen sehr verehrt wurde, den Namen Posidonia. Vielleicht war diese sybaritische Kolonie, die sich in Posidonia niederließ, eine von denen, die vor denen Crotoniaten geflüchtet waren, die Sybaris gänzlich verwüstet hatten. Es ist schwer zu bestimmen, wie lange die Posidoniaten, im ruhigen Besiz ihrer Stadt blieben. Allein es scheint, daß sie von den Bruttiern und Lucacriern, im fünften Jahrhundert nach der Erbauung Roms, gerade als die Römer den blutigen und langwiehrigen Krieg gegen die Samniter

niter führten, überwunden wurden. Der alte Namen der Stadt, Posidonia, wurde hernach in Päſtum verwandelt. Der Versuch **Alexanders von Epirus**, die Griechen von der Uebermacht der Barbaren zu befreien, lief fruchtlos ab, und er selbst fand bei Pandosia, in einer Schlacht mit den Lucanern, seinen Tod. Eben so mißglükte des **Pyrrhus** Versuch, die Griechen von der zunehmenden Macht der Römer zu befreien: und sein Krieg mit ihnen hatte noch dazu die Folge, daß sie völlig Herren über die griechischen Oerter in Italien wurden, und zu mehrerer Sicherheit, Kolonien dahin schikten. Unter diesen Oertern war auch Päſtum, das nach **Livius** und **Vellejus Paterculus**, im Jahr 481 nach der Erbauung Roms, eine römische Kolonie aufnahm, und von dieser Zeit an, findet man keine merkwürdige Nachrichten mehr von Päſtum. Bei den Dichtern, war es wegen seiner schönen Rosen berühmt:

> Forsitan et pingues hortos, quae cura colendi
> Ornaret; canerem, biferique rosaria Paesti.
>
> Virg. Georg. IV, 118.

Die Saracenen hatten sich in der Nachbarschaft, an einem Orte der jezt Agropoli heißt, nieder-

niedergelassen, aus dem sie, durch einige italienische Fürsten, vertrieben wurden. Aber, ehe sie ihren Wohnsiz verließen, stekten sie Pästum in Brand, und verwüsteten alles, was vom Feuer verzehrt werden konnte. Die kostbarsten Steine und Säulen ließ hernach Robert Guischard im eilften Jahrhundert wegholen, als er die Domkirche in Salerno baute; und davon stammen die schönen Säulen zum Theil her, die sich in der Kirche und deren Vorhofe befinden. Schon zu Strabo's Zeiten klagte man in Pästum, über die ungesunde Luft; vermuthlich hatte also schon damals die Volksmenge beträchtlich abgenommen. Nach der Verwüstung der Saracenen, ist es kaum mehr bewohnt worden. Die übrig gebliebenen wenigen Einwohner, zogen auf die benachbarten Berge, und gründeten die Stadt Capaccio, wohin wahrscheinlich auch ein Theil der Baumaterialien gebracht wurde: und hieraus, nebst dem, was wir von Robert Guischard wissen, ist es denn erklärbar, daß man jezt außer den großen Tempeln, so wenig Ruinen in dem Bezirk der Stadt findet. Wie reich und mächtig Posidonia, in seinen blühenden Zeiten, gewesen ist, sieht man aus der Menge Münzen, von ganz verschiedenen Stempeln, die dort gefunden werden, und vor allen andern, an den majestäti-

schen Ruinen. Diese sind besonders von drei großen Gebäuden, wovon zwei vermuthlich Tempel gewesen sind.

Es wäre zu weitläuftig, hier eine Beschreibung dieser Tempel zu liefern, die so oft aufgemessen und in Kupfer gestochen sind. Ich verweise also die Leser, die das Detail zu kennen wünschen, auf die in der Note genannten Werke *), und will nur einige einzelne Anmerkungen beifügen.

Die Gebäude sind alle im alleräl testen dorischen Styl aufgeführt, der der einfachste und natürlichste ist, den die Kunst kennt. Die Säulen

*) Les ruines de Paestum ou de Posidonia dans la Grande Grece, par T. Major. Londres 1768.

The ruins of Paestum or Posidonia, a city of Magna Graecia in the Kingdom of Naples. Lond. 1767.

Endlich kam im Jahr 1784 in Rom eine sehr weitläuftige Beschreibung von Pästum, von einem Theatinermönch, P. Paoli, unter dem Titel Rovine di Pesto, heraus, die wegen einiger Sonderbarkeiten, die er an der Architektur der Tempel wahrgenommen haben wollte, viel Aufsehen bei den Architekten machte. Das Buch ist besonders interessant, weil es Zeichnungen von allen bisher gefundenen pästanischen Münzen enthält.

len erheben sich ohne Basis von der Erde, wie die Bäume im Walde, sind breiter im Fuße als in der Spize, und tragen eine flache Platte, worauf der Architrav ruhet. Den Eindruk voll Majestät, den dergleichen Gebäude machen, kann sich Niemand vorstellen, der sie nicht gesehen hat. Sie gleichen den ältesten egyptischen Gebäuden, und sind nur darin wesentlich von ihnen unterschieden, daß die Höhe der Säulen hier schon ein besseres Verhältniß zu ihrer Breite hat, und daß ihre Obertheile nicht mehr zusammen stossen. Alle andre dorische Tempel, wovon man in Sicilien und dem Königreich Neapel Ueberbleibsel findet, sind von neuerer, schon mehr verfeinerter, Baukunst, als diese, die überall das Gepräge der Simplicität und Kraft des höchsten Alterthums an sich tragen: und nur dadurch konnten sie so viele Jahrhunderte stehen.

Das mittelste von diesen Gebäuden, ist das interessanteste, weil es, mehr als irgend eines, einen deutlichen Begriff, von der inneren Bauart der alten dorischen Tempel giebt. Man steigt auf drei Stuffen zu dem **Pronaos** hinauf, der aus sechs Säulen in einer Linie besteht, die die ganze Breite des Tempels ausmachen, und ein Theil des Säulenganges sind, der vier und dreissig Säulen hat, und rund um die Basis läuft,

worauf der Tempel steht. Dort sieht man noch Ueberbleibsel von der Mauer der alten Zelle, die innerhalb dieser Säulen stand. In der Zelle selbst sind, auf jeder Seite, sieben dorische Säulen, auf welche wieder andere kleinere gesezt sind, deren Endzwek ich nicht weiß, da sie nicht dazu dienen konnten, das Dach zu tragen, indem dieser Tempel einer von denen war, die ὑπαιθρος hießen, und von oben ganz offen waren. Dieser Theil des Tempels, war der eigentliche Tempel, ὁ ναος. Am westlichen Ende der Zelle endlich ist noch eine Erhöhung von einigen Stuffen sichtbar, wo das βημα oder Adytum war: hier stand der Altar und die Bildsäule der Gottheit. Dieser Tempel soll dem Tempel des Theseus in Athen ganz ähnlich seyn: und er ist gerade darum so merkwürdig, weil alle seine Theile hier noch sehr deutlich erhalten sind. Auf dem Boden liegt eine Menge Ruinen; man hat deßhalb nicht nachsehen können, ob unterirdische Gewölbe vorhanden sind. Allein es ist wahrscheinlich, da sie immer in solchen alten Tempeln zu seyn pflegen, und da der Boden auch an gewissen Stellen, wenn man darauf stößt, hohl zu klingen scheint.

Das dritte von diesen Gebäuden, welches

einige, seiner Architektur nach, für das älteste halten, scheint kein Tempel gewesen zu seyn. Es hat, gleich den andern, einen Säulengang um die Basis; ist aber in der Mitte, durch eine einzige Reihe Säulen, in zwei Theile getheilt, welches für einen Tempel nicht passend seyn konnte. Man glaubt daher, daß es eine Basilika, oder ein Ort, wo sich das Volk versammelte, wo man Gericht hielt und andre öffentliche Handlungen vorgenommen wurden, gewesen sey. Sonderbar ist es, daß man, eben wie in Pästum, auch unter den Ruinen von Selinus in Sicilien, drei solche große Gebäude findet. Vielleicht könnte man daraus schließen, daß sie überal zusammen gehörten. Man weiß nicht, wem diese Tempel gewidmet gewesen sind; doch ist es sehr wahrchein lich, daß in einem davon Neptun verehrt worden ist, der die vornehmste Gottheit der Stadt war, und daher auch stets auf ihren Münzen vorgestellt wird.

Außer diesen drei großen Gebäuden, findet man noch Ueberbleibsel von einem römischen Amphitheater; von einem kleinen Tempel, korinthischer Ordnung, von dem man noch fast alle Bases der einen Seite sieht, und von einigen Zisternen. Die Stadtmauern sind, an vielen Stellen, sehr wohl erhalten: sie haben ohngefähr

4,000 Schritte im Umkreise, und bilden ein ziemlich regelmäßiges Vierek. Ihre Höhe läßt sich nicht genau bestimmen, weil der Erdboden, von den Ruinen, die zum Theil von der Mauer herab gefallen sind, beträchtlich erhöhet ist. Sie sind von Quadersteinen erbauet, die jedoch ohne Façetten sind: oben darauf ist ein sehr gut erhaltener Gang, der auf beiden Seiten Brustwehren hat, und breit genug ist, daß drei bis vier Mann neben einander gehen konnten. Hier und da sind Spuren von Thürmen, die aber nicht sehr hoch gewesen zu seyn scheinen. Die Stadt hatte auf jeder Seite ein Thor, wovon das eine noch steht. Ueber demselben ist eine Sirene in Stein gehauen; woraus man also vermuthen kann, daß sie das Symbol der Stadt gewesen ist, ob sie gleich auf keiner Münze von Påstum, so viel mir bewußt ist, vorkömmt. Außerhalb der Mauer waren, ohne allen Zweifel, Begräbnisse: allein man hat sich bis jezt noch nicht darum bekümmert. Die Nachwelt wird vielleicht Schäze von alter Kunst darin finden; besonders Vasen, Medallidole, und einzelne Inschriften, die dazu dienen können, etwas mehr Licht über die alte Geschichte Posidania's zu verbreiten. Vermuthlich sind auf den Feldern, und die Stadt herum, Monumente gewesen, die man in spätern

Zeiten

Zeiten verwüstet hat. Ich fand nur zwei Steine, die wie Cippi sepulerales aussahen.

Unter diesen Ruinen sind jezt einige, dem Bischofe von Pästum, der in Capaccio wohnt, und einigen andern zugehörende, Villen. Aber sie können nur in einigen Wintermonaten, wenn die Luft weniger giftig ist, bewohnt werden. Man schreibt die Ursache dieser schädlichen Luft, einem kleinen Bache zu, der an den Mauern vorbei läuft, und nicht weit von der See einen Morast macht, dessen Ausdünstungen über die ganze Gegend schweben, von welcher der Landwind, durch die hohen Berge, auf denen Capaccio liegt, abgehalten wird. Es war in diesen Bergen, bei Calamarcum, daß Spartakus, der Feldherr der Gladiatoren, einer der größten Männer seines Zeitalters, von dem römischen Konsul Crassus, im Jahre Roms 676, geschlagen wurde. In eben der Gegend sind auch die alten Steinbrüche, aus denen die Pästaner die Steine, zu ihren großen Gebäuden, her holten.

Es ist jezt etwas über vierzig Jahr, daß man, auf diese herrlichen Denkmaale des Alterthums, aufmerksam geworden ist. Die Neapolitaner wußten zwar, daß dieser Ort Piesti hieße, und daß Ruinen da wären; aber sie achteten fast gar nicht darauf. Ein junger Mahler, der in

Rom und Neapel studirt hatte, wollte seine Verwandte in der Provinz besuchen, verfehlte den Weg, und bekam bei der Gelegenheit die Tempel zu Gesichte, wovon er denn gleich Zeichnungen machte, die er bei seiner Zurükkunft nach Neapel zeigte. Dadurch wurden einige Engländer, die damals in Neapel waren, aufmerksam gemacht, und reiseten hin: und seit der Zeit wurden die Ruinen von Pästum in ganz Europa berühmt, und werden nun von jedem Reisenden besucht, der Gelegenheit finden kann, sie zu besehen, und der sich in Neapel in einer Jahrszeit aufhält, wo er es wagen darf, dahin zu reisen. Besonders werden sie von Künstlern besucht, die dort sehen wollen, welche Wirkung, die allerälteste dorische Architektur, thun kann.

Einige Meilen südlicher als Pästum lag, Velia, eine andre berühmte alte griechische Stadt. Es sind einige Ueberbleibsel davon vorhanden, allein ich weiß nicht, worin sie bestehen, da, so viel ich weiß, in neueren Zeiten kein Reisender da gewesen ist. Ich segelte bei dem Meerbusen dieser Stadt vorbei, als ich von Messina nach Neapel reisete, konnte aber nicht ans Land kommen. Die Stadt, die in der Nachbarschaft erbauet ist, heißt Agropoli.

Die meisten von diesen, in Unteritalien entstan-

standenen Republiken, waren eine Zeit lang der glüklichste Erdstrich von der Welt. Unter weisen Gesezzen lebten ihre Bürger, im Wohlstand und Ueberfluß, und ihre Obrigkeiten waren, Glieder des edelsten Bundes, den die Geschichte kennt, des pythagoräischen nämlich, dessen einziger Endzwek war, weise und aufgeklärte Männer zu erziehen, und Gesezgeber, Regenten und Feldherren freier Staaten zu bilden. Aber das Licht, welches diese, durch Pythagoras Lehre gebildeten Männer, um sich her verbreiteten, war zu groß, und erwekte den Neid der übrigen Demagogen. Bald verschwand die Zeit, wo Philosophen die Gesezgeber und Regenten freier Nationen waren; und sie fielen, durch eine allgemeine Verfolgung, die ihren Bund fast ganz vernichtete. In spätern Zeiten traten zwar hier und da einzelne Männer von dieser Schule hervor, und erwarben sich Achtung und Einfluß: aber nie konnten sie wieder die Höhe und Macht erreichen, noch den Nuzen stiften, den die Pythagoräer in der ersten Jugend und dem goldenen Zeitalter ihres Bundes bewirken können, als fast alle griechische Kolonien in Unteritalien durch ihren Rath regiert wurden. Und jezt sind eben diese Gegenden, wo ehemals die weisesten und edelsten des menschlichen Geschlechtes wohnten, wüste und

verlassen, oder von einem unwissenden, fast barbarischen, unter dem eisernen Szepter der Lehnsverfassung, der Hierarchie und des Despotismus seufzenden, Volke bewohnt.

So macht uns die Geschichte auf die Revolutionen aufmerksam, die vielleicht Europa bevorstehen; wenn einmal Aufklårung, Sittlichkeit und bürgerliche Freiheit, vom Aberglauben, Laster und Despotismus unterdrükt werden sollten, und wenn die Guten und Weisen unter den Menschen, deren Anzahl immer weit geringer ist, als die der Bösen und Unwissenden, dem einreissenden Strom der Verderbniß nicht mehr Widerstand leisten können. Dann werden unsre großen Städte vielleicht auch einmal verwüstet werden, und Reisende aus andern Welttheilen nach Europa kommen, um ihre Leichen zu sehen, und ihre ehemalige Herrlichkeit zu bewundern.

Fata trahunt homines; fatis urgentibus
urbes,
Et quodcunqne vides auferet ipsa dies!
Sannazar. ad ruinas Cumarum.

III.

Venedig.

Wir fuhren die Brenta in einer Barke hinab, die uns in acht Stunden (von Padua) nach Venedig brachte. Der erste Anblik dieser Stadt erregte alle Vorstellungen in mir, die Canaletti's sehr genaue Zeichnungen mir von ihr gegeben hatten. Vorzüglich ist der Prospekt, in dem Schlosse der Königinn von England im St. James Park, so pünktlich genau, daß wir alle berühmten Kastele, Kirchthürme u. s. w. kannten, ehe wir sie erreichten. Es war uns unbeschreiblich unterhaltend, alles Vergnügen, das uns der vortrefliche Mahler so oft hatte erwarten lassen, so vollkommen realisirt zu finden. Die Schönheiten von Venedig, so wie von ganz Italien, haben so eindringende, so hervorleuchtende und unterscheidende Züge, daß sie nicht schwer zu treffen, und ihr Eindruk nicht leicht zu vertilgen ist. Brittische Reize fesseln weniger gewaltsam, weniger auffallend, weniger plözlich; allein, da sie

von

von sanfterer Art sind, gewinnen sie, so wie man bekannter damit wird, und wenn man lange darinnen gelebt hat, verläßt man sie ungern, und vertauscht sie nicht leicht gegen ein wärmeres Kolorit, und kräftigeren Ausdruk.

Der St. **Markusplaz** übertraf meine Erwartung, troz allem, was ich davon gehört und gelesen hatte. Ein solches Gehäufe von Vortreflichkeit, eine solche Zusammenstellung von Kunstschönheiten, hatte meine Seele sich nie abzubilden gewagt, ob sie gleich mit allen Bildern ausgerüstet war, die Mahler, und wörtliche und schriftliche Beschreibungen nur geben können. Es dauerte eine halbe Stunde, ehe ich daran denken konnte, die gegossene Pferde zu betrachten, worüber so viel gesagt worden ist, und wovon es unmögiich ist, die Aufmerksamkeit wieder abzuziehen, wenn man sie einmal ins Auge gefaßt hat. Der Totaleindruk von solcher Bauart, solchen Gemählden, solchen Pfeilern, erleuchtet vom Vollmond, wenn er eben aus der See aufsteigt, macht eine der Bezauberung gleiche Wirkung; und die mehr als magische Anmuth der Sitten, der Aussprache und des ganzen Wesens der Venezianer, erhöht diese Idee und realisirt die Szenen, welche **Fenelon** in die ihnen einst zinnsbare Insel Cypern legte. Die zur Zeiterinnerung ihrer

ver-

vergangenen Herrschaft über diese Insel aufgerichtete Säule, erregt ein so trauriges Gefühl, da wir mit jeder Stunde mehr fühlen, wie ganz diese Insel ihnen angemessen war, wenn die Beschreibungen davon einigen Grund in der Wahrheit hatten.

Der **herzogliche Palast** ist schön, daß man schon um seinet willen allein über die Alpen gehen, und dann wieder zurükkehren könnte; und die St. **Markuskirche**, deren mosaische Außengemählde von keinem Werke der Kunst übertroffen werden, entzükt beim Eingange nicht minder durch ihre zahllosen Seltenheiten. Der Fußboden sogar ist mit kostbaren Edelsteinen vom zweiten Range gepflastert, in kleinen Viereken, nicht größer als ein Kartenblatt, und wohl kaum so groß. Unter Steinen vom zweiten Range verstehe ich Karneol, Agath, Jaspis, Serpentin und Verde antiko, auf die man zwar ohne Gewissensbisse den Fuß sezt, aber nicht ohne eine seltsame Empfindung, wenn man den Boden unter sich wellenförmig sieht, um die Meereswogen vorzustellen, und die Gedanken an die See immer gegenwärtig zu erhalten, die aus allem, was man hier sieht, hervorleuchten.

Man hat uns den Schaz dieser Kirche nicht gezeigt, und es war unmöglich die Handschriften

von

von St. Markus eigner Hand zu Gesicht zu bekommen, die hier sorgfältig aufbewahrt, und mit Recht noch über die Juwelen geschäzt werden, die man seinem Bilde als Opfer dargebracht hat, und die von unschäzbarem Werthe sind *).

Die Gemählde, in des Dogen Palaste, machen eine unschäzbare Sammlung aus. Die Arche Noah, von Bassano, könnte fürwahr den Naturkündigern sowohl, als den Mahlern ein wahres Studium seyn; sie wird als ein Muster der Vollkommenheit betrachtet, von dem kommende Künstler das thierische Leben abzubilden lernen können. Man kann kaum ein Geschöpf nennen, das nicht seinen besondern Plaz in dem Gemählde hätte; allein die nachsinnende Kaze im Vordergrunde fesselte meine Aufmerksamkeit am längsten, und hielt mich ab, auf dem Pabst und Doge, von dem andern Bruder Bassano, zu verweilen, der hier beweißt, daß es seinem Pinsel nicht an Würde fehlt, wie die Kenner ihm zuweilen vorrüken. Allein es ist nicht eines, oder zwei,

*) Die gute treuherzige Mrs Piozzi! Man hätte ihr doch auch sagen sollen, daß jene Handschriften unsichtbar sind; denn ohne diesen kleinen Umstand, wie würde man sich den Triumph versagen, die eigenhändige Schrift eines Evangelisten aller Welt vorzuzeigen?

zwei, oder zwanzig Gemählde, die hier die Aufmerksamkeit fesseln; es ist die Zusammenstellung mannigfaltiger Gegenstände, deren jeder an sich zu ziehen werth ist. In der That bewunderns-werth, und befriedigend für das geistige Anschauen, ist die Mannichfaltigkeit und die Fülle des Vergnügens, die hier die Einbildungskraft umringen, und das Auge des Reisenden bezaubern, indem sie es immer an diesen kleinen Flek ketten: denn so viel ich auch die Venezianer von seiner Größe habe sagen hören, ist er doch wirklich kleiner, als unser Portmann Square, und wie ich denke, aufs höchste nicht größer, als Lincolms-Jnn Filds *).

Es ist in der That merkwürdig, daß wenig Menschen eine Sache so zu loben wissen, daß ihr Lob seinen Werth wirklich erhöht. So hört man oft ein hübsches Frauenzimmer wegen ihres Wizes, ein geistvolles wegen ihrer Schönheit bewundern. Ich kann mir keinen Grund für eine solche Verkehrtheit der Sprache denken, außer, daß ein kleiner Antheil von Schönheit denen genügt, die den Reiz der Unterhaltung lieben; und

daß

*) Dieß sind zwei offene Pläze in London, wovon der leztere genau so groß ist, als die Basis der großen Pyramide bei Memphis, oder im Quadrat von 700 Fuß.

daß die abgedroschensten Dinge neu scheinen, wenn sie von einem paar Rosenlippen fließen, und von einem paar Augen unterstüzt werden, die alles hoffen lassen.

Doch um wieder nach dem St. Markusplaze zurük zukehren, von dem wir uns nie entfernt haben, darf ich die Gemählde nicht vergessen, welche die Wunder dieses Heiligen, und das Fortbringen seines Körpers aus Alexandrien vorstellen; Begebenheiten, die man so fest behauptet, daß sie sogar bei gescheuten Leuten Glauben finden, und die auch wirklich mehr Glaubwürdigkeit haben, als manche Geschichtchen, die man hie und da erzählt. Die Verehrung des Volks für seinen Schuzheiligen ist so groß, daß es nie ausruft: **es lebe Venedig!** sondern immer: **es lebe St. Markos!** so wie man bei uns: **es lebe alt England!** ruft. Doch weiß ich nicht, ob wir es nicht einmal eben so machten: denn ie einem von Shakespear's Schauspielen, richtet ein Prinz seinen sterbenden, muthlosen Vater mit den Worten auf: **Muth Vater! Ruft St. George!**

Wir hatten Gelegenheit, den Tag dieses leztern Heiligen, am 23. April mit einer großen Prozession gefeiert zu sehen. Ein blühender Knabe stellte den Helden des Festes vor, saß aber so still auf seinem gemahlten Pferde, daß

ich

ich kaum einen Athemzug von ihm hörte. Die Straßen waren vollgepfropft von Zuschauern, die überal das Wesentlichste des Schauspiels ausmachen.

Es ist seltsam, daß eine Gewohnheit, die, wenn man darüber nachdenkt, so wenig gefallen zu können scheint, wenn sie wirklich in Ausübung gebracht wird, uns sehr nothwendig dünkt, und eine Wirkung hervorbringt, die auf keine andre Art erreicht werden kann. Wenn man an den Tagen, da der König von England zum Parlament geht, aus den Häusern auf der Parlamentsstraße damastne Vorhänge, gewürkte Teppiche, bunte Stüken Seide, mit Franzen oder Spizen besezt, hängen wollte, und unzählige schön gepuzte Frauenzimmer sich heraus lehnten, um ihn vorüber gehen zu sehen, so würde dieß einen ungefehren Begriff von den Gallatägen in Venedig, oder ähnlichrn Städten geben. Allein unser Pöbel wäre im Stande **Troedelkram**! auszurufen, und man würde sich schämen, wenn die Nachbarn eben die Prunkdeke, oder den karmoisinfarbnen Vorhang an Ostern wieder sähen, der den Dezember vorher auf Weihnachten figurirte; kurz, wenn eine solche Grille einrisse, würde des Aufwandes in unserm Lande kein Ende seyn.

Auch würde der Regen alle unsre Pracht auf einmal verderben; hier aber habe ich noch kein Tröpfchen Regen gesehen. Ob es gleich gewiß kalt genug ist, und obgleich die Frauenzimmer Atlas tragen, muß man sich doch nur an einem elenden Feuer erwärmen, weil es keinen Plaz giebt, wo man gehen, und sich selbst warm machen könnte. Diese Stadt kann nicht gesund seyn, weil es kaum möglich ist, sich Bewegung zu verschaffen. Seit wir hier sind, habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, mein Blut im Umlauf zu bringen, ausgenommen vielleicht, als ich den schönen Thurm hinauf kletterte, der — so wie alles sehenswürdige — auf dem St. Markusplaze steht. Der Eingang ist so leicht, die Treppe so breit und hell, daß man einen Rollwagen hinauf fahren könnte. Von der Spize sieht man die auffallendste aller Aussichten: Wasser, vom Lande begrenzt, und nicht Land vom Wasser. Die sonderbaren und schönen Inseln, auf und in welche die Pfeiler von Venedig eingeschlagen sind, so daß es mit allen Häusern, Kirchen, Palästen und Thürmen aus der Mitte der See aufzusteigen scheint, erregen Bewunderung und Erstaunen.

Allein wir haben noch nichts von den Pferden gesagt, obgleich ein Paar davon Apollo's

Wagen

Wagen zu Delphi zog. Die andern, welche wir moderne nennen, und selbst dabei lachen, wurden schon vor Konstantin dem Großen gemacht. Sie sind von glänzend gelben Messing, nicht von schwarzem Erz, wie ich sie zu finden erwartete, und schmüken die prächtige Kirche, die ich nicht satt bewundern kann. Ich gieng eines Tages hinein, um den rothen Marmor aufzusuchen, auf welchem Pabst Alexander der dritte saß, und seinen Fuß auf des Kaisers Naken stellte. Um den Stein ist diese kaum lesbare Inschrift:

Super aspidem et basiliscum ambulabis *).

Wie berauscht diese liebenswürdige Piazza di San Marco den, der sie zum erstenmal sieht, mit Entzüken! Jedes Flekchen darin voll ächter Schönheit, und doch das Ganze unüberladen, wie die Werke der Natur, nicht aber der Kunst!

Nichts gleicht der Pracht, womit die Wahl eines neuen Kanzlers gefeiert wird. Jeder Laden, mit seinen aufs schönste, reichste und geschmakvollste ausgestellten Waaren geschmükt, scheint den Vorübergang des Lieblings der Stadt zu feiern. Puzmacherinnen begrenzen sein Gemählde mit Blumen; Säulen von Gaze, sehr nied-

*) Du wirst auf Schlangen und Drachen einhergehen.

niedlich mit Band durchflochten, unterstüzen es an jeder Seite, und machen die angenehmste Wirkung. Der Rauchhändler bringt seine Felle in die Form der Thiere, denen sie einst gehörten; man sieht den Bären mit dem Lamme in seinen Tazen spielen vor einer Thür, und vor einer andern den Fuchs den Biber liebkosen. Die Buden derer, die mit Geflügel und mit Obst handeln, wurden von vielen für die schönsten in der Stadt gehalten, weil so mancherlei Einfälle darin angebracht waren. Ich bewundere die wirklich italienische Erfindungskraft eines Büchsenschäfters, der die Kunst ersonnen hatte, seine Werkzeuge des Schrekens zu Gegenständen des Vergnügens umzuwandeln, so schön hatte er sie neben einander zu stellen gewußt. Jeder Laden war vorn mit einem großen Kronleuchter erhellt, außer den Wachslichtern und bunten Lampen, die zwischen den Zierrathen angebracht waren. Die Rathsherren haben das Ansehen von unsern Rechtsgelehrten, wenn sie nach Westminsterhall gehen, aber die Gentilnomini, wie man sie nennt — tragen rothe Gewänder, und erinnerten mich an unsre geistlichen Richter.

Es ist merkwürdig, daß alle langen Gewänder friedliche Beschäftigungen andeuten, und daß der kurz zugeschnittne Rok das Sinnbild des

Kriegs-

Kriegsstandes ist, der einst das Schreken der Menschheit war, und jezt unglüklicher weise zu ihrem falschen und grausamen Stolz geworden ist.

Als die Feinde Davids Krieg gegen ihn erklären wollten, schnitten sie seinen Gesandten die Schöße von den Kleidern, um ihm zu zeigen, daß er sich zum Kampf rüsten müßte; und die Morgenländer betrachten noch immer kurze Kleider, als eine unangenehme Zurüstung zu Feindseligkeiten. Gewiß könnte auch nichts Europa mit dieser Gewohnheit versöhnt haben, als unser Abscheu vor türkischen Sitten, und unser Verlangen, uns von den Saracenen zur Zeit der Kreuzzüge auszuzeichnen.

Ich habe noch nichts von den **Gondeln** gesagt, die, wie Jedermann weiß, schwarz sind, und beim ersten Anblik etwas melancholisches haben, ob sie gleich nichts weniger, als düster sind. Sie gleichen dem Gemählde der lebhaften Mrs. **Cholmandely**, im Karakter von **Miltons** Nonne, wie ich sie einmal von berühmter Hand gezeichnet sah, um eine venetianische Dame in ihrer **Gondola** und **Zendaletto** (Schleier) vorzustellen, welcher leztere schwarz, wie die Gondel, aber eben so ganz zu den Zweken verfeinerter Galanterie eingerichtet ist. So ist es auch das

nächtliche Rendévous, das Kaffehaus und der Casino. Während Palladios Paläste den grossen Kanal schmüken, und die, welche in Venedig ankommen, über ihre Pracht in Erstaunen sezen, sind diese kleinen heimlichere Pläzchen, zur Erholung der ihres Ranges und Aufwands müden Einwohner jener prächtigen Wohnungen bestimmt. Sie athmen den ächten Geist unsrer üppigen Lady Montague, die sie wahrscheinlich hier, oder bei den noch ausschweifendern Türken, unsern hiesigen Nachbarn, lernte. Gewiß hatte sie bei ihren berühmten, einer tella veneziana nicht unwürdigen Sachen, ein Lieblingscasino in der Piazza S. Marco vor ihrer warmen Einbildungskraft. Daß ihr gelehrter und sehr talentvoller Sohn, ihren Geschmak und ihre Erfindungskraft für sinnliche Vergnügungen eingesogen hatte, ist lange bekannt; das aber ist es vielleicht nicht so sehr, daß man zu Padua seinem Gedächtniß ein prächtiges Monument errichtet hat, auf welchem eine lange lateinische Inschrift, die Mannichfaltigkeit und Umfang seiner Gelehrsamkeit preißet. Der gute alte Mönch, der es mir zeigte, schien tief betrübt, daß ein solcher Mann in seinen lezten Jahren für die mahometanische Religion mehr Glauben, als für jede andere geäußert hätte, oder wohl gar als völliger

Atheist

Atheist gestorben sey: denn viele Jahre lang hätte er sich zu keiner christlichen Religion, oder irgend einer Sekte bekannt.

Man hat uns viel von der argwöhnischen Verfassung der venezianischen Geseze gesagt, daß in dieser Stadt kein politisches Gespräch irgend einer Art geduldet würde, und daß, wenn irgend ein Edelmann aus Venedig mit einem fremden Minister in vertraulicher Unterredung gesehen würde, er sich der Gefahr einer Strafe aussezt, die zu schreklich wäre um nur daran zu denken.

In wie fern ein solches Verfahren weise oder gerecht seyn kann, weiß ich freilich nicht; so viel aber ist gewiß, daß die Venezianer unter allen Stößen, die das übrige Europa erschütterten, ihre Geseze unverlezt, ihre Stadt unangetastet erhalten haben. Von neidischen Mächten umgeben, geziemt es ihnen, wachsam zu seyn, und des Werths ihres unbesiegten Freistaates sich bewußt, ist es nicht zu verwundern, daß sie ihn lieben. Gewiß glüht auch nie heißere Vaterlandsliebe in einer alten Römerbrust, als in der ihrigen, da viele Familien ihren Stammbaum bis zu den Konsuln der Republik hinaufleiten. Man trift selten Liebe ohne Eifersucht, vorzüglich in diesen warmen Himmelsstrichen an; mögen sie also immer eifersüchtig über eine Verfassung wachen, auf die alle andere Staaten von

Italien mit Neid hinbliken, und zu deren Nachtheil sie, nicht ohne bösen Willen, seltsame Geschichten verbreiten.

Daß Argwohn unter der Maske von Fröhlichkeit lauscht, ist weder neu, noch seltsam. Die Regierung Karls des Zweiten war eben so berühmt durch Verschwörungen, Treulosigkeiten und grausame Strafen als durch Muthwillen Leichtsinn, und ausschweifende Fröhlichkeit. Hier aber in Venedig duldet man keine unerlaubte Possen; ihre Gesezgeber mögen sie gern munter und lustig sehen; sie sind die Väter ihres Staats; ihre Kinder dürfen Nachsicht von ihnen hoffen, ohne jedoch verzogen zu werden.

Ich habe oft im gewöhnlichen Gespräch mit Freunden, auf ihrem eigenen Casino, freimüthige und beredte Untersuchungen über den Zustand von Europa im Allgemeinen, und von Venedig insbesondere, gehört; und sie schienen eben so wenig furchtsam dabei zu seyn, als ich. Warum hätten sie es auch gesollt? Der Ritter Emo ist, wie er es verdient, ihr Liebling, und wir sprechen oft ganze Abende von ihm und vom General Elliot, von der Belagerung von Tunus, und der Vertheidigung von Gibraltar. Wir lasen in den Zeitungen von einigen Feuerwerken, die in England seinen Helden zu Ehren

ange-

angestellt waren. „Dieß waren, sagte ein angenehmer Venezianer, wahre Freuden- und nicht bloße Kunstfeuer."

Das tiefe Schweigen ihrer Räthe, und die unerschütterliche Beharrlichkeit ihrer Entschlüsse, kann nicht besser abgethan werden, als in einer kleinen Geschichte, welche die Privattugend dieses ungewöhnlichen Volks sowohl, als die öffentliche Gewalt in das hellste Licht sezen wird. Die Geschichte ist zwar schon in geschiktern Händen (man hat mir gesagt, daß sie den Stoff zu einem Trauerspiel geben soll); aber doch kann der Inhalt mein kleines Werk schmüken. Ein Landschaftsmahler verschmäht es oft nicht, mit der Geschichte von **Phetons** Fall, den Hintergrund seines Gemähldes auszuzieren, obgleich **Ovid** sie besungen, und **Titians** Hand sie gemahlt hat.

Vor einigen, vielleicht vor hundert Jahren also, lief einer von den vielen Spionen, welche diese Stadt des Nachts überschwemmen, zu dem Staatsinquisitor, und sagte ihm, daß ein gewisser Edelmann in genauen Verbindungen mit dem französischen Gesandten stände, und alle Nacht um eine gewisse Stunde heimlich in sein Haus schliche. Der **Messergrando**, wie sie ihn nennen, konnte der Anklage nicht glauben, und wollte einen Mann, für den er vertraute, persönli-

che Freundschaft hegte, und auf dessen Tugend er fest baute, nicht ohne stärkern Beweis angreifen. Man beorderte also einen andern Spion, der mit eben der Nachricht zurük kam, und auch des Verklagten Verkleidung beschrieb. Der würdige Magistrat legte nun Maske und Mantel an, gieng selbst, und seine eigne Augen überführten ihn nun, von der Wahrheit des Berichts; seine Pflicht erstikte alle schmerzhaften Gefühle der Freundschaft, und er ließ am Morgen Foscarini öffentlich vor Gericht fodern; den das Volk weinend bis zur Thüre begleitete.

Allein, nichts als entschlossenes Läugnen, konnte dem standhaften Bürger abgepreßt werden, der, da er die Wichtigkeit der Entdekung fühlte, sich auf die unvermeidliche Strafe gefaßt machte, und sich dem Schiksal unterwarf, das sein Freund ihm aufzuerlegen genöthiget war: lebenslängliche Gefangenschaft in einem Kerker, und in einem so schreklichen Kerker, daß es Herrn Howard nicht soll erlaubt worden seyn, ihn zu sehen.

Das Volk klagte, aber sein Klagen war umsonst. Der Magistrat, der ihm das Urtheil sprach, konnte sich nie wieder von dem Streich erholen. Von Foscarini selbst, hörte man nichts mehr bis, vierzig Jahre nachher, eine alte Da-

me

me in Paris starb, die auf ihrem Todbette beichtete, daß, als sie in Venedig als Gesellschafterin der Gesandtin gewesen sey, ihr ein Edelmann, dessen Namen sie nie gewußt, oft verliebte Besuche gegeben hätte. So war denn Foscarini verlohren! So starb er, als ein Märtirer der Liebe, und zärtlichen Besorgniß für weiblichen Ruf! Ist dieß nicht eine Geschichte, die recht dazu gemacht ist, von der Hand des Frauenzimmers bearbeitet zu werden, die sie zur Grundlage eines Trauerspiels gemacht hat? Aber ich will ihr nicht weiter vorgreifen.

Dieß ist der erste Ort, der einigermassen fähig gewesen ist, den Gedanken an Genua, die Stolze, in mir auszulöschen, der mich bisher noch immer verfolgte. Weder die dunkle Würde der Kathedralkirche zu Mailand, noch der auffallende Anblik der Arena zu Verona, oder der Sola di Giustizia im gelehrten Padua, konnten bisher ihr schönes Bild aus meiner Seele verbannen. Jezt aber bekenne ich, ohne mich zu schämen, daß ich aufgehört habe, die Berge, die Kastanienwälder, und die Orangenbäume unter meinem Fenster zu bedauern.

Allein wer auch den St. Markusplaz Abends erleuchtet sieht, mit allen Erfindungen der menschlichen Kunst ausgeschmükt, mit Freude

über-

überfüllt, die aus jedem Gesicht ihm entgegen strahlt; wer die See sieht, wie der Mond sich in ihren gebändigten Wellen spiegelt, wie Scherz und Lachen aus den Kaffeehäusern ertönt, Mädchen mit der Zitter auf dem freien Plaze tanzen, Masken und Harlekins singend vorüber ziehen, oder eine Barke mit Musik, in einiger Entfernung auf dem Wasser, seine gespanntere Aufmerksamkeit auf Töne lokt, die noch süsser von dem Elemente schallen, auf welchem sie schweben — wer, sage ich, plözlich zu dieser Szene immerwährender Freude geführt wird, möchte von Venedig sagen, wie Miltons Eva zu Adam:

Bei dir vergesse ich alle Zeit, alle
Jahrszeiten und ihren Wechsel. —

Denn das ist gewiß, daß man in dieser Stadt an manche Dinge nicht denken darf, die andre Orte angenehm machen, und deren man hier beraubt ist. Man kann mit dem armen Wilden Omai, der nach Otaheite zurük kehren wollte, sagen: „Zwar giebt es dort keine Pferde, keine Esel, keine Kühe, keine Franzäpfel, keine Theetische. — Ach Miß, ich gehe ohne das alles, und werde dennoch vergnügt da seyn.“

Gerade so ist es, in diesem reizenden Venedig. Man hat einmal ein Pferd hier zur

Schau

Schau ausgestellt, und gestern sah ich den Pöbel einen Groschen bezahlen, um ein ausgestopftes zu sehen. Ich glaube jezt wirklich, was man mir einmal sagte, daß viele Menschen in dieser großen Hauptstadt leben und sterben, ohne ausfindig zu machen, oder ohne daß es ihnen nur je einfällt, zu fragen, wo die Milch herkommt, die vom festen Lande zu ihnen gebracht wird. Be' solchen Bemerkungen kann ich nie unterlassen, unser glükliches England zu segnen, wo selbst der gemeinste Mann sich solcher Unwissenheit schämen würde. Zwar muß man gestehen, daß oft der Besizer einer Kohlengrube im nördlichen England, in vollem Genuß der schmeichelhaften Achtung schwelgt, welche Talente verdienen, und Reichthümer sich zu verschaffen wissen — während die Arbeiter in diesen traurigen Höhlen, oft darin gebohren wurden, darin lebten und starben, ohne je die Sonne, oder ein andres Licht, als den Schein einer Kerze gesehen zu haben! doch wir wollen von diesen traurigen Betrachtungen zu fröhlichern Bildern übergehen.

Wir sahen das mit Recht so berühmte **Arsenal**, und versäumten darüber ein Schiff vom Stapel laufen zu sehen, ob wir gleich hauptsächlich deßwegen ausgegangen waren. Doch trösteten wir uns leicht! Man kommt ja nicht nach

Ita-

lien, um Schiffe, sondern um Gebäude, Statuen, Gemählde und Menschen zu sehen. England hat Schiffe und Kanonen, die seine Größe erhalten, seine Besizungen gegründet, und seinen Handel so ausgedehnt haben, daß es das Schreken und die Bewunderung Europa's geworden ist, dessen Königreiche sich eben so verrätherisch, als fruchtlos mit seinen eignen Kolonien gegen seine Macht verbanden. Allein ob ich gleich kein schöneres Geschüz, und keine schönern Schiffe sehen werde, als in meinem eignen Lande, war es mir doch merkwürdig, die Insel zu sehen, wo aller Schiffsvorrath, Bauplaz, Zeughaus, Werfte, Seilerbahn, kurz alles, was nur zum Schiffsbau erfodert wird, auf einem Plaze zusammen steht; der genau zwei englische Meilen (etwa Dreiviertelstunden) im Umkreise, eine einzelne Thür zum Aus- und Eingange hat, und ringsum mit Mauern eingeschlossen ist.

Den Eindruk des Ganzen abgerechnet, gefielen mir die kurzen Waffen am besten. Ich sah viel türkische, mir ganz unbekannte, Gewehre darunter, und auch das Gemählde, wo der Tod des tapfern Heerführers **Bragadin**, vorgestellt wird, dem die Saracenen im Jahr 1571 so grausam mitspielten. Voll Dankbarkeit gegen

seinen

seinen liebenswürdigen Abkömmling verlasse ich diesen Ort, der allen Kriegsvorrath der Republik in sich faßt, mit der Bemerkung, daß, so viel man auch von dem Mißtrauen der Venezianer sagt, sie dennoch weit leichter einen Engländer in ihren Schiffsplätzen zuließen, als wir es einem Venezianer machen würden, den Weg zu den unsrigen zu finden.

Noch eine Bemerkung machte ich an diesem Orte, wie nämlich das allgemeine Rühmen desselben ein Beweis ist, daß die Welt der Pracht den Nuzen vorzieht; man sieht hier keine überflüssigen Zierrathen, und ich glaube, viele gehen hinweg, und rühmen Schönheiten, die keinen Eindruk auf sie machten, und schwazen von Nüzlichkeit, ohne etwas davon zu verstehen.

Von diesem Schauorte wird man gewöhnlich nach der **Glasmanufaktur zu Murano** geführt, einst die Zuflucht der Frömmigkeit und Freiheit, als die Altinati vor der Wuth der Hunnen flohen. Es ist in der That ein schöner, eben so reizend als seltsam belegener Ort, wobei man sich an **Miltons** Ausdruk erinnert, von **Edelsteinen, die aus der Tiefe des Meers schimmern.** Dieser, vielleicht der schönste von allen, wird gewiß von jedem Reisenden besucht; den einen zieht die Verehrung frommer Alterthü-

thümer an, den andern die Aufmerksamkeit, auf welche menschlicher Fleiß und Kunst gerechten Anspruch machen können. Man kann hier eine schäzbare Büchersammlung, und Spiegel von allen möglichen Arten, Farben und Preißen sehen; allein wer oft in Londner Spiegelfabriken war, wird nicht leicht von dem Glanze des venezianischen Kristalls geblendet werden, und wer jemals Pariser Spiegel gesehen hat, wird über keine Breite erstaunen, zu der das Glas ausgedehnt werden kann.

Wir wollen nach Venedig zurükkehren, dessen Anblik von der Zuecca (ein von Giudecca zusammengezogenes Wort) einladen sollte, sich nie wieder davon zu entfernen; wenigstens nicht weiter, als bis zur St. Georgeskirche, auf einer andern kleinen gegenüber liegenden Insel, von wo die Aussicht gewiß wundervoll ist. Man sizt da, und schmachtet nach einem Pinsel, um zu wiederholen, was **Cannaletti** schon so oft vortreflich gemahlt hat; eben so thöricht, als man nach einer Feder greift, um zu sagen, was Doktor **Moore** bereits so viel besser gesagt hat. Man führte mich indessen zu dieser Kirche, um ein berühmtes Gemählde von **Paul Veronese** zu sehen; die Hochzeit von Cana in Galiläa, wo unsers

sers Erlösers erstes Wunder geschah *). Es ist bekannt, daß der Künstler sein eignes Bild, und die Bildnisse mehrerer Personen aus seiner Familie, darin aufgestellt hat, welches dem Stük noch einen Werth mehr giebt, und es außer der Geschichte, die es vorstellt, auch noch zu einer Sammlung von Porträten macht. Leider aber stand es gerade in dem Klostersale eines Ordens, in welchem kein Frauenzimmer zugelassen werden kann. Meine getäuschte Hofnung machte mich so übler Laune, daß ich mich nicht zu vielen Bitten entschließen konnte, und die wenigen Worte, die ich verschwendete, blieben ganz ohne Wirkung bey dem guten alten Mönch, der mir außen Gesellschaft leistete, während die Herren ohne Ein-

rede

*) Dieses außerordentliche Kunstwerk, (sagt der Baron F * * * im Schillerschen Geisterseher) hat im Ganzen zwar einen sehr überraschenden, aber nicht sehr genußreichen, Anblik gegeben. — Wir hätten so viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Komposition von hundert und zwanzig Figuren zu umfassen, die über dreißig Fus in der Breite hat. Welches menschliche Auge kann ein zusammengesetztes Ganze erreichen, und die ganze Schönheit, die der Künstler darin verschwendet hat in Einem Eindruk genießen! Pr.

rede das Kloster besuchten. Als ich wieder nach Venedig zurük kam, fand ich wenig Trost darin, von Jedermann zu hören, es sey blos meine Schuld gewesen: wenn ich Mannskleider angezogen hätte, würde ich haben hingehen können, wo es mir beliebte, ohne daß mich irgend Jeman würde aufgehalten haben, wenn auch alle Welt mich gekannt hätte.

Wenn indessen solche kleine Wünsche, als der Anblik eines Lieblingsgemählde, nicht wohlfeiler können erkauft werden, als mit Verlezung der Wahrheit in unsrer eignen Person, und mit Aufmunterung zu ihrer Verlezung in andern, so ist es gewiß besser, solchem eiteln Genuß auf immer zu entsagen, und ich hoffe stets der Versuchung zu widerstehen, gutherzige Einfalt zu mißbrauchen *).

Allein

*) Auf den richtigen Gesichtspunkt kommt vieles an. Ohne diese Vorsicht bebt man oft vor der gleichgültigsten Abweichnng von den hergebrachten Sitten zurük, wenn man gleich ohne Scheu zu gleicher Zeit Handlungen begeht, deren Beziehungen wirklich unmoralisch sind. Die Prüderie gestattet wohl eine Verkleidung, wenn eitles Vergnügen ihr Endzwek ist, auf dem Maskenball; warum wäre sie nur strafbar, als Mittel sich Belehrung zu verschaffen?

Allein es ist wohl endlich einmal Zeit, von der Rialtobrüke zu sprechen, die man, wie ich glaube, mit Recht für die schönste, auf einen einzigen Schwibbogen ruhende Brüke, in ganz Europa hält. Wirklich schön, wenn man sie vom Wasser aus betrachtet, aber so schmuzig, und so verunstaltet mit häßlichen Läden, daß, wenn man darüber geht, der Ekel alle angenehmen Empfindungen unterdrükt. Die Venezianer sind in der That, nichts weniger, als reinlich. Der St. Markusplaz ist des Morgens mit lauter Hühnerbauern besezt, die tödlich stinken, da vermuthlich Niemand daran denkt, ihre Körbe zu verändern. Die ganze Gegend um den herzoglichen Palast ist so ekelhaft, weil Jedermann Bedürfnisse daselbst verrichtet, die eines so reizenden Plazes nicht unwürdiger seyn könnten, daß aller Genuß seiner Schönheiten für Leute von irgend einem freien Sinn verlohren geht; es stinkt daselbst so abscheulich, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie so wenig Polizei und ordentliche Aufsicht hier herrscht, um eine so angenehme Stadt gesund und reinlich zu machen. Der erste Stein zur Erbauung von Venedig wurde am Rialto den fünf und zwanzigsten Merz gelegt, wie man mir sagt, mit Rüksicht auf den Tag des Equinoktiums, an welchem einige Philosophen

glauben, daß die Sonne unsre Erde zuerst beschienen hätte, und welchen die Christen für den Tag halten, da die Erlösung derselben der Jungfrau Maria zuerst verkündigt ward.

Den **Namen** von Venedig hat man auf sehr verschiedene Weise erklärt, allein ich glaube, daß unser gemeines Volk in England, welches im gewöhnlichen Gespräch **Venus** sagt, der Wahrheit am nächsten kommt, da diese Göttin aus dem Meerschaum hervorgieng, und alle angenehmen und fröhlichen, nicht aber die rauhen und stürmischen Eigenschaften ihres Geburtselementes annahm. Man sagt auch, und ich fürchte, mit nur zu vieler Wahrheit, daß in dieser Stadt einige befugte Lehrer der verführerischen Künste sind, die noch immer fortfahren, veni etiam, zu rufen, wie ihre Vorfahren thaten, als sie, vor den Gothen fliehend, diese Ufer zur Zuflucht suchten, und ihrem Löwen Schwingen gaben. Als sie sich nun aber sicher niedergelassen hatten, riefen sie rings um ihre Nachbarn vom festen Lande gütig herbei, um an ihrer Freiheit Theil zu nehmen, und die Glükseligkeit mit zu genießen, die sie zu gewähren und auszutheilen bereit waren; und von diesem Ruf, von diesem veni etiam, leiten ihre Gelehrten das Wort Venetia ab.

Ich

Ich habe mehrere Freunde befragt, ob das wahr ist, was ich schon in England gehört hatte, daß die venedischen Gondelfahrer Ariosts und Tasso's Verse des Nachts in den Straßen singen, und zuweilen über das Verdienst ihrer Lieblingsdichter mit einander im Streit gerathen; allein wahrscheinlicher scheint mir, was man mir hier von ihrer Verschwiegenheit erzählt, wenn sie in Liebeshändeln gebraucht werden. Sie sind übermäßig stolz, wenn sie einem Edelmanne von hoher Geburt dienen, und erzählen mit wichtiger Miene, daß ihre Vorfahren achtzig, oder vielleicht hundert Jahre lang in dem Hause Memmo, Moncenigo, oder Grattarola gedient haben — obgleich dieser Stolz nur wie ein nachgeahmter Regenbogen eines Sommerhimmels anzusehen ist. — Aber horch! während ich diese unfreundliche Bemerkung in meinem Zimmer niederschreibe, höre ich einige Stimmen unter meinem Fenster, die auf dem großen Kanale ein ander antworten. Gewiß, es sind die Gondelfahrer; sie singen aus einem seltsamen Tone, aber nicht unmusikalisch, Erminiens Flucht in Tasso's befreitem Jerusalem! — Wie schön, wie eindringend! Diese romantische Stadt realisirt alle die romantischen Ideen, die man sich je davon machte, und bietet der Einbildungskraft Troz,

ihrer so vielfach fesselnden Macht zu entfliehen.

Man hatte uns heute Abend in ein wohlbekanntes Conservatorium, die Mendicanti genannt geführt, wo ein Oratorium mit großem, und ich kann sagen verdientem Beifall aufgeführt wurde. Es wurde mir schwer, mich zu überzeugen, daß alle hier spielenden Personen Frauenzimmer waren, bis uns endlich, da wir sie scharf beobachteten, unsre Augen überführten, denn das Gitter, welches uns absonderte, war nicht dicht. Doch gefiel mir der Anblik von Mädchen nicht sehr, die den Kontrebaß handhabten, und das Basson bließen, und die tiefe Stimme der Sängerin, die Sauls Rolle hatte, schien mir ein seltsames, unnatürliches Ding zu seyn. Was den angenehmsten Eindruk auf mich machte, und mir am merkwürdigsten vorkam, war, lateinische sechs und achtfüßige Reime, von der alten leonischen Art, zu hören, die diese Frauenzimmer mit solcher Leichtigkeit sangen, als wären es Arien von Metastasio. Alles in ihrer süßtönenden Aussprache, denn die Venezianer tragen ihren Dialekt in alle fremde Mundarten über.

Diese reizenden Sirenen freuten sich schon, unsrer sich zu bemächtigen, und baten uns, sie in ihrem Sprachzimmer zu besuchen, mit einer

An-

Anmuth, der es unmöglich war, zu widerstehen. Es war freilich nicht unsre Absicht gewesen, aber doch war ihre Einladung meiner Neugierde sehr willkommen, und es war mir nicht unangenehm, venezianische Schönheiten zu besuchen, die ihrer verführerischen Sitten, und ihres einnehmenden Wesens wegen, mit Recht so berühmt sind. Sie begleiteten ihre Stimmen mit dem Forte-Piano, und sangen tausend Buffoarien mit aller der anlokenden Wollust, für die ihr Land berühmt ist.

Gleichwohl scheint die Stiftung mit schnellen Schritten abzunehmen, und vielleicht trägt die Aufführung der hiesigen verheiratheten Damen dazu bei, solche Konservatorien überflüssig und vernachlässigt zu machen.

Als die Herzogin von **Montispan** die berühmte **Louison d' Arquien**, die ihr zu nahe drang, spottweise fragte: Comment va le metier? — „Depuis que les Dames s' en melent, erwiederte die Buhlerin mit geziemender Ahndung, il ne vaut plus rien." Es kann seyn, daß die hiesigen Sirenen aus eben der Ursache verlohren haben. Für mich lag in ihren feurigen Benehmen ein Beweis mehr, von ihrem Hunger nach frischer Beute *).

*) Bei dieser Stelle denke man sich den auffallen=

Wird Neapel, der ursprüngliche Siz von Ulyssens Verführerinnen, uns etwas schlimmeres zeigen, als dieß? Kaum erwarte, oder wünsche ich's. Die Musik in Italien, wenn man Kunstverständigen trauen darf, ist nicht mehr, was sie war. Die Manier im Singen soll sich sehr verändert, und viele Künsteleien die natürliche Anmuth des Gesanges verdorben haben. Unter den Personen, die sich in vergangener Woche bei der Gräfin von Rosenberg hören ließen, erhielt unsre Landsmännin den meisten Beifall; wenn ich Lady Clarges nenne, wird Niemand sich darüber wundern.

Man sagt, daß die Mahlerei jezt in Italien wenig kultivirt wird; doch das muß ich in Rom erfragen. Angelika Kaufmann, die sich dort niedergelassen hat, scheint ein Beweis von ihrer Achtung für lebendes Verdienst zu seyn. Und wenn etwas eine vorzügliche Probe von der Auf-

den Kontrast zwischen leichtfertigen, ungezwungenen italienis. Mädchen, und einer steifen, in Bollwerke von Flor vergrabenen Engländerin, um es nicht ganz unerträglich zu finden, daß ihre pretiöse Kälte in der zuvorkommenden Höflichkeit dieser Sängerinen, die freilich wohl keine Damen sind, nur einem ihr unbekannt seyn sollenden Appetit entdekt.

Aufrichtigkeit und wahren Guthmüthigkeit der Italiener ist, so ist es vielleicht ihre grosmüthige Bereitwilligkeit, fremde Vorzüge anzuerkennen, und die Freude, womit sie hervorleuchtende Talente jeder andern Nation rühmen, da sie zugleich nie unverschämt mit ihren eigenen prunken und prahlen. Sehr verschieden von dem Nationalgeiste, und den erblich gewordnen Begriffen der Franzosen von Vollkommenheit, deren ganze Höflichkeit nur eine auf den Zeug geklebte, nie aber fest hinein gewebte Stikerei ist *).

Eine Pariser Dame gab mir lezthin einen Beweis hievon, dessen ich wenig bedurfte. Wir trafen uns auf dem Casino des Senators Angelo Quirini, wo sich jeden Abend eine Art von

*) Antigallikanisch genug, um in England Glük zu machen! Allein die Anerkennung fremder Verdienste ist eine Tugend die entweder den höchsten Grad eigner Vollkommenheit, oder wenigstens Bewußtseyn eigner Schwäche voraus sezt. Die Italiener sind heutigestages in keinem von diesen Fällen; daher scheint es mir rathsam, ihre Schmeicheleien nicht für baare Münze zu nehmen, wie wohl die Verfasserinn zu thun geneigt ist, zumal da die Nachrichten anderer Reisenden über diesen Punkt den ihrigen nicht gleich lauten.

litterarischer Gesellschaft versammlet, die einen so angenehmen und unterrichtenden Zirkel ausmacht, daß sich die Ersten von Venedig immer daselbst einfinden. Alle Reisende von Stand haben Zutritt darin, und so wie es mir jezt die größeste Geisteswollust ist, unter ihnen aufgenommen zu werden, werde ich mich gewiß künftig keiner Stunden mit mehr Vergnügen und Dankbarkeit erinnern, als dieser, die ich in dem angenehmsten Zimmer so reizend verlebte.

Ich bewunderte den St. Markusplaz gegen die französische Dame: C' est que vous n' avés jamais vu la foire St. Ovide, sagte sie, je vous assure, que cela surpasse beaucoup ces tristes palais qu' on vante tant *). Und dieß konnte nur Arroganz seyn, denn sie ist ein sehr gescheutes, und kenntnißvolles Franenzimmer, und ich habe sie mit viel Urtheilskraft und Scharfsinn über die Verdienste ihrer eigenen Landsleute reden hören.

Einen gewissen Umfang von Kenntnissen (ich verstehe darunter den allgemeinen Schaz, wozu Jedermann für gewöhnliche Gesprächsma-

terien

*) Sie haben den St. Ovidsmarkt in Paris nie gesehen. Ich versichre Sie, das geht himmelweit über diese traurigen Paläste, die man so sehr herausstreicht.

terien seine Zuflucht nimmt) wird man indessen häufiger in Frankreich, als in England selbst finden. Obgleich beinahe jeder Engländer die Künste der Tischberedsamkeit, und der Gesellschaftsrhetorik übt, sind doch die meisten zu blöde, als daß sie es wagten, die Früchte ihrer reichen Erndte einzusammeln. Sie nehmen lieber eine wichtige Miene an, ob sie gleich innerlich keine andre Befriedigung fühlen, als die, der Verspottung zu entwischen. Hier aber, in Italien, wo Niemand sichs einfallen läßt, die Unterhaltungsgabe überhaupt als Kunst zu betrachten, oder aus einer andern Ursache zu studiren, als sich selbst zu unterrichten, oder zu beschäftigen, ohne daß er im mindesten darauf denkt, durch den Schaz von Kenntnissen, den er sich in der Einsamkeit erwarb, in Gesellschaft zu glänzen, oder die Bewunderung auf sich zu ziehen — hier macht sich kein Gelehrter eine schlaflose Nacht, weil ihm der Stachel eines lateinischen Epigramms nicht eher beifallen wollte, als bis es zur Anwendung zu spät war; hier erblaßt keine Frau zitternd, über das strafende Gesicht ihres Mannes, wenn die Hühner verbrannt, oder das Eis im heißen Zimmer geschmolzen ist.

Unter den edlen Senatoren von Venedig sind indessen viele gründliche Gelehrte, viele Ken-

ner der schönen Wissenschaften, und, was noch schäzbarer ist, viele denkende Männer, die alle ihre Fähigkeiten blos auf das Wohl des Staats richten, und, als wahre Patrioten, in seinem Wohl das ihrige finden. Die Frauenzimmer scheinen zwar nur eine Wissenschaft zu studieren, und wie der Dichter singt:

> wo der ganze Unterricht nur zu gefallen lehrt, kann da Vergnügen Sünde seyn?

Allein sie verfehlen, wie alle sinnliche Menschen, ihren Zwek aus zu großer Begierde, ihn zu erreichen, und gehen mit ihren Reizen nicht wirthlich um, da doch nur diese die Beständigkeit ihrer Anbeter sichern, oder ihnen stets neue verschaffen können. Sie verwüsten ihre Gesundheit zu unwiederbringlich, und schon in zartester Jugend; die meisten heirathen vor dem funfzehnten Jahr, und haben im dreißigsten ein mattes und verwelktes Ansehen. On ne goute pas ses plaisirs ici, on les avale *), sagte Madame la Presidente gestern sehr richtig. Doch ist dieß nur im Allgemeinen gesprochen, obgleich Niemand läugnen kann, daß die Venezianerinnen sehr zur

Liebe

*) Man genießt hier die Vergnügungen nicht, man verschlingt sie.

Liebe geneigt sind. Da ihren Neigungen kein Zwang aufgelegt wird, handeln sie immer nach der Eingebung des Augenbliks, und es giebt hier zu Venedig mehr Betschwestern und mehr zärtliche Mütter vielleicht, als sonst irgendwo, eben so, wie es mehr Frauenzimmer von ausschweifenden Sitten hier giebt, weil sie alle ihren eignen Weg gehen, und ohne Zwang ihren Leidenschaften, ihren Einfällen, oder ihrer Einbildungskraft folgen.

Venezianerinnen nach englischen Sitten richten zu wollen, wäre eine eben so arge Tyrannei, als wollte man einen Ostindier, der seinem Weibe die Nase aufschlizt, nach unsern Parlamentsakten verurtheilen, da das, was er gethan hat, den Gebräuchen seines Landes vollkommen gemäs ist. Hier ist kein Bestreben für weibliche Erziehung, wie bei uns; hier giebt es keine Hülfsmittel für Geistesbeschäftigung, keine Pflichten des Hauswesens, keine Küchenzettel des Morgens zu durchsehen, kein Rechnungsbuch, um am Abend die Rechnung des Tags zu ordnen; keine Nothwendigkeit zu lesen, um eine angenehme Abendunterhaltung führen zu können; kein Lachen am Spieltische, kein Flüstern im Winkel, wenn ein lapsus linguae ein Mißverständniß erzeugt hat, worauf die Bosheit nie zu sticheln vergißt. Ein Frauenzimmer in Italien

lien ist des Beifalls gewiß, mithin giebt sie sich wenig Mühe darum zu werben. Vorzüglich haben die Venezianerinnen von Natur ein so angenehmes Wesen, daß sie bezaubern, ohne es sich vorzusezen. Ihre unwidersezliche Gutmüthigkeit und melodische Stimme ergreifen die Seele, und fesseln sie, einer **Juno's** Majestät, und einer **Minervens** Weisheit zum Troz Auch giebt es gewiß keinen Prinzen oder Schäfer, der nicht hier seinen Apfel wegschenken würde.

Mein Landsmann **Howel** klagt, daß die Frauenzimmer hier so klein wären. Warum das? Die kleine Nachkommenschaft **Vulkans**, die vor altem so mystisch angebeteten **Kabiren**, waren weit unter der kleinsten Weibergröße, und wurden standhafter und heißer verehrt, als die symmetrische Göttin der Schönheit selbst.

Kein französisches Frauenzimmer würde die hiesige Mode nachahmen, wenig oder gar kein Roth aufzulegen, und die natürliche Blässe ihrer Haut dadurch zu vermehren, daß sie den Puder nur leichthin abwischen. Doch sind gewiß die Venezianerinnen in der Kunst, sich Bewunderer zu verschaffen, nicht zurük, und lassen es nicht, gleich ihren Mahlern, von Kolorit abhängen, sich ihrer zu versichern.

Nichts beweißt den geringen Einfluß des

Pu-

Puzes auf den Reiz eines Frauenzimmers mehr, als der Anblik einer Venezianerin in ihrem Zendalet, ohne welches sie des Morgens nie aus dem Hause geht. Es besteht in einem schwarz seidnen Faltenrok der eben ein wenig auf der Erde schleppt, und mit einem Florfalbala von eben der Farbe besezt ist, auf dem Kopfe ein Karkassendrath, wie man es bei uns zu Hüten nimmt, über welchen ein großes Stük Seidenzeug leicht geworfen, und vorn mit dunkeln schwarzen Spizen, oder einem Florstrich von dieser Farbe garnirt, das Gesicht gleich einem Vorhang beschattet, welches ungemein hübsch steht. Was von dem dünnen seidnen Zeuge noch übrig ist, schlagen sie so zurük, daß der Busen enthüllt wird, steken es unter der Brust in eine Buffe; schlagen es noch einmal von der Taille zurük, knüpfen es niedlich zusammen, und lassen es in zwei langen Enden hängen.

Zum Abendpuz tragen sie einen seidnen Hut, wie ein Mannshut aufgeschlagen, und von eben der Farbe, höchstens weiß gefüttert, und zuweilen mit einer Feder; einen großen schwarz seidnen Mantel, weiß gefüttert, und vielleicht mit einer kleinen Kante besezt; und ein weites, dikes, schwarzflornes Halstuch, das über Naken und Schultern hängt, und Taille und alles verbirgt.

birgt. Man sieht gewiß wenig von Kunst, das Haar ist weder frisirt, noch gekräuselt, oben ganz platt, und hängt in langen Loken auf dem Rüken oder zur Seite. Kein blonder Puder und kein Roth überhaupt. So entzükt eine Venezianerin das Auge ohne Abwechslung der Tracht, und bezaubert das Ohr, ohne sehr unterrichtet zu seyn. Eine Quelle des Nachsinnens ist ihnen noch außerdem abgeschnitten, Geschmak im Puze zu zeigen, oder neue Moden und neuen Schmuk auf den morgenden Tag zu erfinden. Die Regierung benimmt ihnen die Mühe ganz, weiß um jede Steknadel, die sie tragen, und würde sie jeden Augenblik zu finden wissen, es sey bei Tage oder bei der Nacht.

Nichts giebt einem fremden Beobachter einen anschaulichern Begrif von ungebundenem Leben und zügelloser Ausschweifung, als der Anblik der Bedienten, Gondelfahrer, und anderer Aufwärter, an Orten des Vergnügens, wo man sie, ob sie gleich nie betrunken sind, wie im Todesschlafe auf den Treppen, in ihren Barken, oder auf der ofnen Straße liegen sieht. Man kann auf sie treten, wenn man will, ohne daß sie erwachen, und ihre Kameraden, die noch etwas Leben behalten haben, stellen die andern im eigentlichsten Verstande auf die Füsse, um sie in

den

den Stand zu sezen, auf ihrer Herrschaft Ruf zu erscheinen. Bei allem diesem Anschein von Leichtsinn, wird den Angelegenheiten des Staats unermüdete Sorgfalt gewiedmet, und man sieht keinen Rathsherrn später oder nachlässiger des Morgens im Rathe erscheinen, wie er auch die ganze Nacht zugebracht haben mag.

Der Bucentoro, zur Galla gerüstet, und die Herrlichkeit von Venedig am Himmelfahrtstage, muß nun andere Betrachtungen verdrängen. Wir sahen dieß alles von der Gallerie eines edlen Venezianers, Bragadin, der uns mit Güte und Höflichkeit überhäufte. Er war nicht nur so gütig, uns das Vormittagsgepränge in seinem Schiff sehen zu lassen, wo noch eine Menge vornehmer Zuschauer waren, die er sämmtlich aufs reichste und eleganteste bewirthete, sondern begleitete uns auch noch nach Tische in das Haus unsrer englischen Freunde, und nahm sechs von uns mit sich in eine schöne Barke, die mit seinem Wappen verziert, und von acht Gondelfahrern in prächtigen Livreen gerudert wurde. Diese Livreen waren besonders auf diese Gelegenheit gemacht, von eben der Farbe, wie das Boot, weis und blau, mit Silber; eine Flagge von diesen Farben flatterte vom Hintertheil des Schiffs, und so fuhren wir bis zum Corso, dem

Kampfplaze, wo die Ruderer ihre Geschiklichkeit und Erfindungskraft üben. Unzählige, die Wellen peitschende Ruder, machen die einzige Bewegung, deren die See fähig scheint, und Frauenzimmer, nicht länger in schwarz gekleidet, sondern mit allen ihren Juwelen und Blumen geschmükt, zeigen ihre Schönheit unverschleiert auf dem Wasser, und vergegenwärtigen in ihren Lagunen, die sie mit Pracht und Fröhlichkeit erfüllen, die Spiele im **Virgil**, und wechselsweise auch die in **Kleopatra's** Galeere.

Nie war ein Ort mehr zum Vergnügen geschaffen, als diese Stadt, wo die Freude ihre luftige Fahne aufgestekt hat, ganz wie man sie bei den Dichtern von **Amphitritens** Hofe geschildert liest. Ich sagte neulich einem hiesigen Edelmanne, wenn **Venus** aus dem adriatischen Meere hervorgestiegen wäre, würde sie kaum daran gedacht haben, es mit dem **Olymp** zu vertauschen. Im Ganzen machte die Fröhlichkeit des Abends mehr Eindruk auf mich, als die Pracht, womit der Morgen begann Vielleicht hatte man unsre Erwartung von den Bucentore vorher zu sehr gespannt. Ich hatte alles gehört und gelesen, was nur darüber gesagt werden kann, von dem finstern Engländer an, der es mit einer Barke zusammenstellt, die an einem

Lord Majorstage die Themse hinabschift, bis zu den alten Schriftstellern, die es mit dem Schiffe des Theseus vergleichen. Andre sagen, es sey wirklich dasselbe Schiff, worin Pabst Alexander im Jahre 1171 die ursprüngliche Zeremonie verrichtete, und wenn gleich vielleicht nicht ein Bret von dem alten Schiffe jezt noch an diesem seyn kann, das so oft seit der Zeit ausgebessert und ausgeschmükt worden ist, sehe ich doch eben so wenig lächerliches darin, als wenn ich behaupte, daß die Eiche, die ich vor dreißig Jahren pflanzte, eben der Baum ist, den ich als kleinen Stamm aufsprießen sah.

Der Bucentoro, der zweihundert Menschen in sich faßt, ist außerdem reichlich mit Statuen und Säulen versehen. Von obenher ist er mit karmoisinrothem Sammet gedekt, und ein und zwanzig Ruder beleben jede Seite. Musikanten folgen in einer andern Barke, und Fremde in vergoldeten Nachen vermehren das Gepränge. Unterdessen läuft das Schiff, welches den Dogen enthält, langsam aus in die See, wo er in Gegenwart seiner Senatoren einen einfachen goldnen Ring mit diesen Worten ins Wasser wirft: Desponsamus te, mare, in signum veri perpetuique dominii *).

*) Wir vermählen uns dir, o See! zum Pfande wahrer und immerwährender Herrschaft.

Das Wetter war günstig, und alles Volk schien glüklich. Es schlägt sie nieder, wenn die Zeremonie von Tag zu Tage aufgeschoben werden muß, und scheint ihrem Aberglauben Vorbedeutung eines üblen Jahrs zu seyn; auch ist dieß nicht ungewöhnlich: denn um diese Zeit sollten die Stürme in einem Klima vorüber seyn, das seiner Milde und Gleichförmigkeit wegen so sehr berühmt ist. Das Lob des Wetters in Italien, das bis zum Ermüden bei uns geprießen wird, scheint indessen blos auf unsre Insel eingeschränkt zu seyn. Sie ermüden mich oft mit Klagen über ihren eignen Himmel, jezt, da sie wirklich unter demselben leben; bald ist es zu heiß, bald zu kalt, bald bläßt ein Sirocco, oder es ist ein regnichter Tag, oder ein harter Frost, che gela fin ai pensieri *), oder sie haben sonst etwas zu klagen, indeß sie ihre wirklich großen Uebelstände, die Kothhaufen und Schaaren von Bettlern unbemerkt lassen, welche die Strassen verpesten, und alles gesellige Vergnügen stören. Während Frauenzimmer vor einem Kaffeehause Eis essen, während angesehene Personen am Altare die Messe hören, während Fremde die Schönheit des Plazes besehen, — kann man keinen Frie-

*) Der selbst die Phantasie erfrieren macht.

Frieden, keinen ruhigen Genuß vor den Bettlern haben. Ihre Menge übersteigt allen Glauben, sie sind frech und unverschämt, von ganz seltsamen Sitten, und deken dem Anblik so mannichfache Gebrechen und abscheuliche Mißgestalten auf, daß ich oft kaum meinen Augen glauben kann; allein man hat mir gesagt, was ich gar nicht unwahrscheinlich finde, daß viele weit aus der Ferne kommen, um das Himmelfahrtsfest zu Venedig zu feiern. Ich sah in der That noch nie etwas so nachgebend dulden, dem so leicht abzuhelfen scheint; ob gleichwohl kaum irgend ein Ort wird gefunden werden, wo mehr Almosen gefodert und weniger gegeben werden, als hier in Venedig. Nie aber sah ich Weigerungen so gemildert, als durch das Betragen der vornehmen Italiener gegen die niedrigen. Die Frauenzimmer besonders antworten denen, die das Schiksal unter sie gestellt hat, mit so süßen Lippen, daß man sich selbst neben ihnen milder gestimmt fühlt. Es rührte mich wirklich, wenn sie meine Magd zuweilen Schwester nannten, und mit liebevoller Güte ihre Hand drükten; doch aber fürchtete ich immer Heuchelei unter diesen süßen Worten, bis ich gestern eine angesehene Dame belauschte, die sich zum Fenster wandte, und eifrig für des Mädchens Bekehrung zum Christen-

thum betete, ganz aus frommer Rührung ihres edlen Herzens. Denn aller ihrer Liebkosungen ohngeachtet, ist kein Mathematiker fester von einer mathematischen Wahrheit überzeugt, als sie von meiner und meines Mädchens ewiger Verdammung — ma fanno veramente vergogna a noi altri *); sagen sie, ganz im Geiste der alten Römer, die jede Nation, außer der ihrigen, für barbarisch hielten.

Eine Dame, neben der ich auf dem schönen Balle saß, den **Bragadin**, der fröhlichen Jahrszeit zu Ehren, uns vor zwei Abenden gab, fragte mich, wie ich den Morgen zugebracht hätte? Ich nannte ihr verschiedene Kirchen, die ich besehen hatte, und vorzüglich die **Redentore**, **Palladios** Lieblingsgebäude, die sie über alle andere schäzen. „Sie thun sehr wohl daran, unsere Kirchen zu besehen, da Sie, wie ich weiß, in England keine haben, sagte sie; — allein ich weiß, Sie haben manche andre schöne Sachen — zum Beispiel solche allerliebste **Stahlknöpfe**!" Denn, fuhr sie fort, und drükte meine Hand, um mir zu zeigen, daß sie mich nicht beleidigen wollte, Chi pensa d' una maniera, Chi pensa d' un altra **).

Es

*) Sie beschämen in der That uns selbst.

**) Der eine hat diesen Glauben, der andre jenen.

Es sind hier viele Theater; das schlechteste darunter noch immer unendlich viel besser, als die unsrigen; und das beßte eben so viel schlechter, als die zu Turin und Mailand. Dafür aber giebt es hier viele andre Belustigungsorte, und nicht alles Vergnügen ist auf die Oper eingeschränkt. Man hat jezt in Form eines ovalen Amphitheaters eine Wand von gemahlter Leinwand, auf dem St. Markusplaze gezogen; ausserhalb dieses Ovals hat man also eine neue Promenade, welche des Nachts sehr hell erleuchtet, von oben her bedekt, und an der rechten Seite mit Boutiken ringsum, und mit Säulen geschmükt ist, auf denen der Thronhimmel ruht. Die Lampen brennen an der linken Seite. Dieses, dem Klima so angemessene, ofne Ranelagh, ist außerordentlich angenehm. Man hat Raum zu sizen, zu schwazen; von zwei Uhr des Morgens an, wenn die Oper zu Ende ist, auf und nieder zu schlendern, bis die heiße Sonne alles zur Ruhe schikt. Hier in Venedig muß man sich an die spåten Stunden halten, wenn man an irgend einem Vergnügen Theil nehmen will: denn der allerfrühste Casino des måßigsten Freundes wird erst nach Mitternacht erleuchtet.

Man ruft mich vom Schreiben ab, um die

 Biblio-

Bibliothek zu sehen, die zwar nicht groß, aber mit Bildhauereien geschmükt ist, die gewiß nicht auf meine Beschreibung gewartet haben; vorzüglich Jupiter und Leda, angeblich von Phidias *), dessen Ganymed in eben der Sammlung für eben so vortreflich gehalten wird. Da ich gehört hatte, daß Guarinis Manuskript vom Pastor Fido, von seiner eignen Hand geschrieben, hier aufbewahrt würde, fragte ich darnach, und fand viel Vergnügen darin, seine unzähligen Veränderungen und Verbesserungen des Originalausdruks zu sehen. Meine Neugierde bewog mich, die berühmte Stelle: legge humana, inhumana, aufzusuchen; und es war deutlich genug zu sehen, daß er sie auf drei verschiedne Arten geschrieben hatte, ehe er den besondern Ausdruk traf, um dessentwillen sein Buch verboten worden

*) Daß es nur Niemand in den Sinn komme, ein Werk des Phidias in Venedig, oder überhaupt noch in der Welt zu suchen! Leider sind die Werke der Kunst vergänglicher, als die Werke des Fleißes. Pyramiden stehen noch in Egypten; aber was Phidias in Erz und Marmor Geistvolles bildete, ist verschwunden. Das hindert indessen nicht, daß die Statuen, wovon hier die Rede ist, sehr schön, und aus den guten Zeiten der Kunst in Italien aufbehalten seyn können.

den ist. Die schöne Hand, worin das Manuskript geschrieben war, fiel mir auf; unsre englische, gleichzeitige Handschrift war plump und ekigt, wenn ich mich recht erinnere. Aber die Italienische Hand, war auch die erste schöne, und behält immer noch einige Vorzüge unter uns. Wie gesagt, alles Große und alles Kleine lebte, nach den Zeiten der Finsterniß, in Italien zuerst wieder auf.

Auf der Münze brachte ich eine weniger angenehme Stunde zu. Die Läuterung des Goldes kann auf mancherlei Art geschehen, und die Probe seiner Unverfälschtheit wird auf mehr als einem Wege gemacht. Es war mir jedoch im Ganzen, angenehm, die Genauigkeit anzusehen, womit man beim Goldwägen u. s. w. zu Werke geht, und die Münzsorten reiner vom Kupfer erhält, als irgend eine Münze in einem andern Staate *). Man kann eine Zechine zwischen den Fingern biegen, so geschmeidig ist das Metall, welches man bei einer Guinee, oder

*) Dukatengold ist überall von gleicher oder beinah gleicher Feinheit. und man läutert dieses Metall eben so gut in Holland, in Kremniz, ja wo nur eine Münze ist, wie in Venedig. Freilich haben Louisd'or und Guineen mehr Zusaz.

bei einem Louisd'or vergebens versuchen würde. Die Operation, das Silber durch Scheidewasser vom Golde zu scheiden, geschieht so, daß man eine Kupferplatte in die Auflösung stekt, wodurch das Silber niedergeschlagen wird. Dieß nennt man die Scheidung durch die Quart. Ich glaube, diese Art war den Alten ganz unbekannt, die weit früher die Kunst erfanden, Gold in Wasser zu wiegen, wie die alte Geschichte von König Hierons Krone bestätigt. Bei Königen, Gold und Kronen fällt mir ein, wie leid es mir thut, den Schaz in der St. Markuskirche nicht gesehen zu haben, der in einer Kiste mit folgendem Motto verschlossen ist:

Quando questo serinio s' aprirà
Tutto il mondo tremerà.
„Wenn man diese Kiste öfnet, wird
die ganze Welt erzittern."

Von diesem Schaz wurde zur Zeit Karls des Ersten gesagt, daß er reich genug wäre um für sechs Könige Lösegeld zu bezahlen. Als Pacheco, der spanische Gesandte, so viel davon reden hörte, fragte er spöttisch, ob die Kiste einen Boden hätte? — Als man ihm beiahend antwortete, sagte er: dieß sey also der Unterschied zwischen den Schäzen seines Herrn, und den Schäzen der Republik Venedig: den die

Gold-

Goldgruben in Mexiko und Peru hätten keinen Boden. — Sonderbar, falls alle diese kostbaren Steine und Metalle seitdem, bis auf einige Reliquien von keinem innern Werthe, verthan worden wären.

Es ist bekannt, daß im Jahr 1450, ein Einwohner auf der Insel Candien, deren Bewohner nie in gutem Rufe gestanden haben, einen unterirdischen Gang, oder vielmehr eine Art von Kaninchenhöhle grub, durch welchen er ganz bis zur Kirche gelangte, und eine beträchtliche Menge Gold und Edelsteine wegnahm, bis er endlich durch die Verrätherei seines Kameraden entdekt, gefangen, und zwischen den beiden Säulen, die nach der See zu, auf der Piazzetta stehen, aufgehangen wurde.

Wenn man einige Zeit in andern Theilen von Italien gelebt hat, fällt es einem sehr auf, so wenig **Geistliche** zu Venedig zu sehen, und kaum einen, der ein rechtliches Ansehen hätte. So viel Klagen man auch täglich in Mailand über Eingriffe in die Macht der Kirche, und über Raub an ihren Reichthümern hört, wimmelt es doch allenthalben von Geistlichen, und man findet in einer Gesellschaft von dreißig Menschen, gewiß zehn oder zwölfe derselben. Hier aber sollte man glauben, daß die Worte: fuori i

preti *), welche laut im Gericht gerufen werden, ehe eine Verordnung Gesezeskraft erhålt, auch in den Gesellschaften üblich wåren; denn man sieht hier weit seltner einen Geistlichen, als zu London; und die, welche man noch wohl sieht, sind meistens gemeine Leute, von furchtsamen, demüthigem Wesen, und so scheu im Betragen, als der Pfarrer in Nord Wallis, oder der curé du village im südlichen Frankreich. Sie scheinen Geschöpfe von ganz andrer Art zu seyn, als ein Abate in Mailand oder Turin, oder wohl gar ein Monsieur l' Abbé zu Paris.

Venedig hat lange eine Art von Unabhångigkeit vom römischen Hofe behauptet; zwei hundert Jahre früher, als irgend eine andre Macht die Jesuiten entließ, war es schon ihrer müde, und der Pöbel von Venedig begleitete sie aus der Stadt, indem er schrie: Andate, andate, niente pigliate e mai ritornate **)! Es hat auch einen **Patriarchen**, der die Angelegenheiten der Kirche besorgt, und die Geistlichen sorgsam davon entfernt hålt, sich in Staatssachen zu mischen, oder ihrer nur zu erwåhnen, da in einem solchen Falle die Republik sie so gut als Weltliche bestra-

*) Hinaus mit den Priestern.

**) Fort! fort! richtet nichts an, und kehrt nicht wieder zurük!

strafen würde. Alles dessen ungeachtet aber, hat es, wie man sich hier ausdrükt, mehr als einmal den Fischerkahn des heiligen Petrus vom Untersinken gerettet, wenn es nämlich die Besizungen des Pabstes in Gefahr, oder seine Macht angegriffen sah: auch wird in keiner Stadt der Gottesdienst mit mehr Anstand verwaltet, und nirgends herrscht mehr Anstand und Stille während der Zeremonien, als hier.

Venedig hat sich immer als ein ächt christlicher Staat betragen, der Treu und Glauben hält, und in allen Traktaten und Verträgen mit andern Staaten, seine Ehre unverlezt behauptet. In der That weiß man auch von Venedig wenige Beweise von Falschheit, oder Verrätherei gegen seine Nachbarn, als von irgend einer andern europäischen Macht, Großbritanien, seinen treugeliebten Bundsgenossen allein ausgenommen. Es ist vielleicht keine üble, obgleich eine alte Sage, daß die Regierungsform von Venedig eine so kräftige und herzstärkende Zusammensezung ist, wie ihr Theriak, da sie aus allen andern Verfassungen zusammen geschmolzen ist: sie enthält einen Gran Monarchie, einen Skrupel Demokratie, eine Drachme Oligarchie, und eine Unze Aristokratie. Der so sehr geschäzte Theriak soll ebenfalls eine Mischung der Hauptarzeneien seyn;

man

man bekommt ihn aber nie ächt, als hier auf seiner ursprünglichen Apotheke.

Die lange Dauer dieser unvergleichlichen Republik, ist gewiß ein Beweis der Mäßigkeit, Bewegung und Fröhlichkeit, die dem politischen wie dem physischen Körper zu Verwahrungsmitteln dienen. Auch darf man in ihrem Lobe die Liebe zum Frieden nicht vergessen, da sie so oft streitende Fürsten vereinigt hat, daß Thuanus ihr vor einigen Jahrhunderten das Lob ihrer zum Wohlstande eines handelnden Staats so nothwendigen, friedlichen Gesinnung ertheilte, und ihre Stadt civilis prudentiae officinam nannte.

Eine andre Ursache des lange dauernden Wohlstandes von Venedig, ist seine feste Beharrlichkeit bei einmal gegebenen Gesezen, deren Vernachlässigung die Grundsäulen jedes Staats auf die Länge erschüttern und wankend machen muß. Es ist hier ein von Generation zu Generation fortgepflanzter Grundsaz, daß Veränderung mehr Schaden als Vortheil stiftet; Ipsa mutatio consuetudinis magis perturbat novitate quam adjuvat utilitate. Als Heinrich der Vierte von Frankreich einmal um die Abschaffung eines von den Dekreten ihres Senats anhielt, antwortete der venezianische Gesandte: li decreti di Venezia

zia rassomigliano poco a i gridi di Parigi *), wodurch er auf die öffentlichen Proklamationen der großen Monarchen zielte, die heute vielleicht bekannt gemacht, und morgen widerrufen wurden: — „denn Sire, fügte er hinzu, unser Senat überlegt lange, ehe er Geseze giebt; was aber einmal beschlossen ist, wird selten, oder nie wiederrufen."

Der in der Brust eines jeden Bürgers festgewurzelte Fanatismus, ist eine andere mächtige Ursache, die den Verfall des Staats verhindert. Sie sagen selbst, daß der Geist des alten Roms in Venedig übergegangen ist, und daß man von jeder Galeere, die auf den Feind losgeht, glaubt, sie trage das Schiksal der Republik. Jene berühmte Sentenz: Dulce et decorum est pro patria mori scheint zwar in den andern Staaten Italiens vergessen zu seyn, ist aber hier noch in voller Kraft. Ich zweifle keinen Augenblik, daß die edeln und hochherzigen Weiber des heutigen Tages, so wie ihre Vorfahrerinnen im Jahr 1600, bereitwillig ihre Ringe, Armbänder und allen ihren Schmuk aufopfern würden, um Seile für die Schiffe daraus zu machen, welche das ihnen noch theurere Vaterland vertheidigen.

Die

*) Die Dekrete von Venedig sind sehr verschieden von den Pariser Edikten.

Die immerwährende Feindschaft der Venezianer gegen die Türken, wird durch nichts gemildert oder abgekühlt; doch können ihre mahometanischen Nachbarn und natürlichen Feinde ihnen weder im Kriege noch Frieden eine Treulosigkeit aufbürden; eben so wenig kann man Venedig des niedrigen Lasters beschuldigen, daß es Raubgierde unter der heuchlerischen Maske verstekte, die Religion zu beschüzen, welche allen Menschen Liebe und Wohlwollen lehrt. Die Nachbarschaft mit der Türkei hat indessen einige Aehnlichkeit der Sitten erzeugt; denn was sonst, als ein von den Türken angenommener Geschmak, könnte unter Jungen und Alten, Reichen und Armen die Sucht hervorgebracht haben, eine solche Menge Kaffee zu trinken? Ich habe schon sieben Tassen voll in einem Tage austrinken müssen, und fürchte mich im Ernst, daß ein solcher Mißbrauch das Leben kosten kann. Am gegenüber liegenden Ufer, jenseits des adriatischen Meers, nimmt man Opium, um der Wirkung des Kaffeetrinkens entgegen zu arbeiten; aber die guten Venezianer glauben keinen Schlaf zu ihrer Existenz zu bedürfen, denn man sieht immer den einen oder den andern in Bewegung, und von allen vier und zwanzig Stunden ist hier gewiß

nicht eine, wo die ganze Stadt in Stille und Ruhe läge, wo

> Night, sable goddess! from her ebon
> throne
> In rayless majesty here stretches forth
> Her leaden scepter o' er a slumbring
> world.

Die finstre Gottheit, Nacht, von ihrem Ebenthrone in stralenloser Majestät ihren bleiernen Szepter über eine schlummernde Welt herabsenkt.

Ich fand auch nie Beschreibungen der Nacht in einem venezianischen Dichter, so geläufig sie auch sonst den Dichtern sind, und bin überzeugt, wer hier lebt, (welches ein Fremder vermuthlich nicht lange thun könnte) würde zulezt den Gebrauch des Schlafs ganz verlernen. Wie ist es auch möglich hier an Schlaf zu denken? Von drei bis sechs Uhr Morgens fahren die Landleute mit ihren flachen Boten, worin sie alle Produkte der Natur niedlich eingepakt von der Terra Firma nach Venedig bringen. Von sechs bis acht fahren die Gondoliers ihre Herren und Frauen nach Haus, alsdann ist es Zeit die gewöhnlichen Stadtgeschäfte anzufangen. — Staatsangelegenheiten und Pregai, Sizungen, die oft so lange, wie in unserm Unterhause dauern,

und manchem von den Zirkeln der Morgenvergnügungen abhalten, die ich sehr unterhaltend finde; vorzüglich die Straßenredner und Marktschreier auf Piazza St. Marko; die Läden und Ställe, wo Hühner und Enten, komisch genug, auktionsmäßig an den Meistbietenden verkauft werden, und der Auktionator, ein stattlicher Bursch, mit seinem Hammer in der Hand, seine Rolle spielt; die Menge Volks in den Gerichtshöfen, wenn eine Sache von Wichtigkeit verhandelt wird; das öffentliche Geschrei, die kühnen Bemerkungen, die beißenden Spöttereien und scharfsinnig geführten Streithändel der Advokaten, die mehr wach, oder nach ihrem eignen Ausdruk svelti scheinen, als alle übrigen. — Alle diese Dinge nehmen so viel Zeit weg, daß vier und zwanzig Stunden zu den Geschäften und Vergnügungen von Venedig nicht hinreichen, wo man doch so gut, als an andern Orten, auch essen muß. Zwar kann ich kaum eine Minute dazu abmüssigen, obgleich so herrliche Fische auf dem Tische warten, als ich gewiß nie vorher sah, und auch wohl schwerlich aus einem andern Meere in solcher Vollkommenheit gefischt werden. Frischer Stör, Thunfisch, frische Sardellen, groß wie Heeringe und vortreflich zubereitet, Steinbutten wie die zu Torbay, und in eben

sol-

solchem Ueberflusse, mit ungeheuern Seehähnen (pipers), sind hier eine Hauptspeise. Die gebratene Leber, ohne die ein Italiener kaum einen Tag hinbringen kann, wird zu Mailand so schön bereitet, daß ich selbst eben so viel Geschmak daran zu bekommen anfieng; aber in Venedig ist dieses sogenannte Fegao ein widerliches Gericht.

Die Frauenzimmer nun, die überhaupt kaum zu Mittag essen, stehn um sieben Uhr des Abends auf, da denn die Herren bereit sind, sie zu begleiten. Sie schlürfen alsdann auf einem Stuhle vor dem Kaffeehause ihre Schokolade mit großer Gemächlichkeit ein, und schwazen ein Wörtchen über die Begebenheiten des Tages dazu; sie scheinen lange nicht so entfernt gegen einander zu seyn, als die mailändischen Frauenzimmer, die selten in dem sanften Umgange einer Freundin Vergnügen finden. Aber gewiß kann kein Frauenzimmer reizender seyn, als diese Venezianerinnen, ob sie gleich die alte mythologische Fabel vergessen haben, daß die jüngste der Grazien dem Schlafe vermählt war, wodurch die Alten uns einen Wink geben wollten, wie nothwendig der Schlaf zur Erhaltung der Schönheit und des jugendlichen Reizes sey.

Doch findet man auch **Männer**, die nicht so ganz in der fröhlichen Welt umher schwärmen,

und dafür die Nächte über den Büchern zubringen; man hat mir sehr viel von der Bibliothek eines sehr eingezogenen lebenden Privatgelehrten, Pinelli, gesagt, die viel Aufmerksamkeit verdienen soll.

Alle wissenschaftlichen Materien werden sehr angenehm auf Quirino's Casino verhandelt, wo man aus der Unterhaltung der Gesellschaft alles Mögliche lernen kann, die um desto angenehmer ist, da beinahe die Hälfte derselben aus Frauenzimmern besteht.

Eines Abends fand unsere Gesellschaft viel Unterhaltung in der Erscheinung eines fremden Edelmanns, eines wahren Originals; gelehrt, laut und anmaßend, obgleich sein Anstand große Achtung einflößte. Ich habe selten einen so im eigentlichsten Verstande zum Reden ausgerüsteten Redner gehört, keinen, der solche Belehrung zu geben fähig gewesen wäre. Er hatte, wie er uns sagte, die egyptischen Pyramiden gesehen, den Berg Horeb erstiegen und Damaskus besucht. Allein, er besaß die Kunst, die Aufmerksamkeit mehr auf sich, als auf die Dinge zu heften, über die er seine **Reden** hielt: denn Gespräch kann das nicht wohl heißen, wenn ein Mann die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf seinen zwar unterrichtenden, aber deklamatorischen

rischen Vortrag gespannt hält. Er hielt sich nicht lange hier auf, ist ein gebohrner Franzos, ein Grande von Spanien, ein Mann von ungewöhnlichen Talenten, und ein Reisender. Es sollte mir leid seyn, wenn ich ihn nie wieder träfe.

Der Abate **Arteaga**, ein spanischer Geistlicher, in eben diesem Zirkel, schien ein Mann von sehr verschiedenem und einnehmendem Wesen zu seyn, voll allgemeiner Kenntnisse, und in einzelnen Fächern der Gelehrsamkeit auszeichnend, elegant im Ausdruk seiner Gefühle, und von richtiger Urtheilskraft. Ich liebte seine Gesellschaft ausnehmend, und ehrte seine Meinungen.

Zingarelli, der große Komponist, war ebenfalls ein Mitglied dieser angenehmen Gesellschaft. Sein Wiz und seine treffenden Antworten sind allgemein berühmt, und seine Bonmots werden allenthalben wiederholt. Nur Schade, daß sie sich nicht übersezen lassen!

Ich sah diesen Morgen einen sehr merkwürdigen Beweis, wie zahm die **Thiere** gemacht und wie weit ihre Fähigkeiten ausgebildet werden können. Der berühmte **Ferdinand Bertoni**, der durch seinen langen Aufenthalt in London, und durch den unbestrittenen Werth seiner

Kompositionen so bekannt unter uns ist, wohnt jezt in dieser seiner Geburtsstadt, und einer unserer hiesigen Bekannten hatte mich zu ihm geführt. Er ist ein großer Freund von Thieren, und weil man hier fast gar keine vierfüssigen Thiere duldet, hielt er sich eine Taube, eins von den wenigen Thieren, die noch allenfalls zu Venedig fortkommen können. Dieses Geschöpf hat aber durch die Gewohnheit, seinem Herrn Gesellschaft zu leisten, so viel Geschmak an Musik, und ein so vollkommenes musikalisches Gehör bekommen, daß man, wenn man sein Benehmen sieht, keinen Augenblik an dem wahren Vergnügen zweifeln kann, womit es Herrn **Bertoni** spielen und singen hört. So bald er sich ans Instrument sezt, schwingt die Taube die Flügel, fliegt auf das Pianoforte, und bezeugt augenscheinlich ihre Freude. Wenn aber er, oder ein anderer, eine Note falsch greift, oder einen Mißklang auf den Saiten hervorbringt, zeigt sie jedesmal große Angst und Unwillen, und wenn man sie zu lange quält, wird sie ordentlich wüthend, und hakt den Spieler so derb in Hände und Füße, daß er an dem Ernste ihres Unwillens nicht länger zweifeln kann. Signora **Cecilia Giuliani**, **Bertoni's** Schülerinn, wird, wenn sie zum Londner Theater geht, wohin man sie beru-

berufen hat, die Wahrheit dieser Geschichte bezeugen, der ich kaum selbst Glauben beimessen würde, wenn ich nicht alle Morgen Zeuge davon seyn könnte. Ein eben gegenwärtiger Freund versicherte, daß er sich vor einem so strengen Kritikus das Klavier zu berühren fürchtete. Wir lachten über diese Aeußerung, doch aber sagte Bertoni, daß das Urtheil der Taube noch nie ausgeblieben wäre, und daß er sie oft aus dem Zimmer entfernte, um seine Musikschüler nicht zu beleidigen, oder ihnen beschwerlich zu seyn. Uebrigens sah ich nichts besonders an ihr, ausser daß sie ungewöhnlich kirre war, und für ihren Herrn ausserordentliche Anhänglichkeit zeigte; denn, ob ihr gleich nie die Schwungfedern ausgezogen, und kaum die Federn etwas abgestuzt sind, sucht sie doch nie fortzufliegen, oder ihres Herrn Dienst zu verlassen; — eine ächte Anakreonstaube!

Aus andern zweibeinigen Geschöpfen wird es ebenfalls nichts Leichtes seyn, die angenehme Gesellschaft des reizenden Venedigs zu verlassen, wo der Aufenthalt indessen jezt sehr beschwerlich zu werden anfängt, da die Hize mit jedem Tage zunimmt.

Jener türkische Matrose gab, meines Bedünkens, eine bewunderungswürdig richtige Be-

schreibung von einem Karneval, als er bei seiner Rükkunft nach Hause seinen mahometanischen Freunden erzählte, die armen Christen wären ganz von Sinnen, und fast völlig toll gewesen, bis sie auf einmal eine Art graues Pulver ausfindig gemacht hätten, das solche Zufälle heilte: denn so wie sie an einem Mittwoch Morgen sich die Köpfe damit bestreut hätten, wären sie auf einmal wieder vernünftig geworden; das Volk hätte seine Geschäfte vor wie nach getrieben, und alles wäre so ruhig und mäßig zugegangen, als in andern Ländern. — Er hatte die Asche gemeint, die das Volk in vielen katholischen Ländern sich auf den Kopf streut, wenn die vierzig Bußtage alle Maskeraden, Geldspiele und Lustbarkeiten aufheben, und der ganzen Stadt Venedig ein Ansehn von Andacht und Eingezogenheit geben, die hier, wegen des starken Kontrastes, mehr als sonst irgendwo auffällt.

Ich kann alle diese Arten von Zwang, allen gewaltsamen Schatten und Licht in Dingen der Religion nicht billigen. Religion heischt vielmehr eine anhaltende Reihe immer sich gleichbleibender, aus wahrem Glauben entspringender guter Werke, als solche auffallende Zeichen der Buße, gleich, als könnte man sich für das ganze Jahr damit abkaufen. Doch sollte billig kein

Christ sich berechtigt glauben, die Meinungen des andern zu verdammen.

Auch fodern wirklich die Venezianer nicht mit solcher Strenge, als die andern Italiener, daß Jedermann mit ihnen Eines Glaubens seyn soll. Die Hauptursache, warum sie fröhlicher, weniger bösartig, und weniger von Vorurtheilen eingenommen sind, als ihre andern Landsleute, ist diese, weil sie glüklicher leben. Die meisten Personen vom zweiten, und fast alle vom ersten Range, haben Antheil an der Regierung der Uebrigen, und es ist also nothwendig, daß sie Unwissenheit zu verbannen, und natürlich, daß sie gesellige Vergnügungen aufzumuntern suchen. Jedes einzelne Mitglied fühlt seine eigene Wichtigkeit, und würde sich selbst verachten, wenn es das Ganze dadurch herabwürdigen wollte, daß es plumpe Ausartung der Sitten, oder auch nur der Grundsäze duldete. Jeder, der sich nur etwas über den Pöbel erhebt, findet es seiner Pflicht und seinem Vortheile gemäß, sein Land zu lieben, und das gemeinschaftliche Gebäude eines Staats, den sie alle zu ehren wissen, auch mit seinen kleinen Kräften zu unterstüzen, während der gemeine Mann willig die von ihm gefoderten Bedingungen erfüllt, und den Schuz den man ihm angedeihen läßt, mit

pünktlichem Gehorsam erwiedert. Das Volk sezt ein unumschränktes Vertrauen in seine Gesezgeber, die in seiner Mitte leben, und nur sein Bestes wollen können. Wie sie regiert werden, bekümmert sie wenig. Che ne pensa lei *), sagt ein gemeiner Venezianer, wenn man ihn fragt, und zeigt drollig auf einem Clarissimo, der eben vorüber geht. Sie glauben mit Recht, daß da, wo die Macht unter so viele vertheilt ist, einer dem andern entgegen arbeiten würde, wenn etwas dem Staate Nachtheiliges unternommen werden könnte.

Gewiß ist unter allen Aristokratien diese am vernünftigsten, am glüklichsten, und auch am ehrwürdigsten gegründet. Zwar empört sich das Herz bei den Namen Baron und Vasall, da, wo die kleinen Tyrannen, so wie in Polen, weit von einander entfernt leben, gleich Bären in der Wüste, oder Adlern in den Klüften, in ihrer Entfernung vor ihres Gleichen oder Höhern gesichert; aber hier zu Venedig, wo jeder Edelmann Baron ist, und alle zusammen Eine Stadt bewohnen, kann Niemand von der Tyrannei der übrigen leiden, obgleich alle sich des allgemeinen Schuzes freuen. Jeder fürchtet seinen Nachbar besonders, und wünscht sich seines Klienten Liebe durch Nach-

*) Laß ihn dafür sorgen.

Nachsicht zu sichern, statt ihn durch Unterdrükung gegen sich zu erbittern. Aus keiner andern Ursache, glaube ich, sind die in der Hauptstadt wohnenden Unterthanen dieser Republik freier und glüklicher, als die, welche auf dem festen Lande leben, wo manche dem Staate nachtheilige Verbrechen nur begangen werden, blos weil es den Verbrechern leichter ist, sich in die Gebiete anderer Fürsten zu flüchten, oder auch in ihrer Heimath bei ihren alten Baronen den Schuz zu finden, den sie thörichterweise allen Banditen gewähren, die sich ihrem Dienste wiedmen, und ihre Lehnsherrngewalt anerkennen. In der Stadt selbst weiß man wenig von diesen Abscheulichkeiten, und ich habe blos zu Mailand von den in Brescia und Bergamo begangenen Mordthaten gehört, wo Blainville's schon so lange geschriebene Berichte von diesem Lande, von Leuten bestätigt wurden, die vollkommen gut verstanden, was sie sagten. Ich habe gehört, daß **Giovanni Labbia**, der neue nach Brescia gesandte Potesta, eine wunderswürdige Reformation unter den Einwohnern hervorgebracht hat; man mag kaum die Anzahl der Unterthanen sagen, die der Staat in den Jahren 1780 und 1781, wo sie mit kaltem Blute gemordet wurden, verlohr.

Das **Volk** in Venedig ist auszeichnend

sanft

sanft und mild; gegen einander, und gütig gegen Fremde; wenig zu öffentlichen Beleidigungen (die man auch in der That schnell bestrafen würde), noch zu geheimer und verstekter Verrätherei geneigt. Sie erwarten die Stunde einer Regatta mit Ungeduld, um sich vor den Frauenzimmern ihrer Wahl ein Verdienst zu erwerben, und bilden sich etwas darauf ein, daß ihre Familien vor vierzig oder funfzig Jahren in eben dem Wettkampfe siegten, und vielleicht damals mit dem Schilde und der Livree eines adelichen Hauses beehrt wurden: denn hier ist beinahe alles erblich, so wie in England alles durch Wahl ertheilt wird. Auch hatte ich keinen Begrif davon, wie vielen Einfluß die Staatsverwaltung auf das Privatleben der einzelnen Glieder eines Landes hat, bis ich aufhörte, mich auf Bücher zu verlassen, und mich selbst ein wenig umsah. Der niedrigste Venezianer weiß, daß er für das Wohl der Republik arbeitet, und ist glüklich; denn alles dreht sich im Kreiße herum, sagt er: Il Turco magna S. Marco, S. Marco magna mi, mi magna ti, e ti, tu magna un altro *).

Bei Erwähnung der Gewohnheit, Venedig

*) Der Türk frißt St. Marko, St. Marko frißt mich; ich fresse dich Nachbar, nnd du frißt einen andern.

St. Marko zu nennen, hörte ich gestern eine so drollige Geschichte, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, sie einzuschalten. Sollten meine Leser sie nicht so unterhaltend finden, als ich, so können sie sie ohne den mindesten Nachtheil für sich selbst, für das Buch und für die Verfasserin überschlagen.

Der Prokurator **Tron** bekam, als er zu Padua war, einmal den Einfall, den Nachmittag eine Spazierfahrt nach Vicenza zu machen. Weil aber die Pferde, welche den Wagen ziehen sollten, gerade sein Lieblingsgespann waren, wollte er sich auf keine Weise dem Regen aussezen, und fragte deßwegen den Abate **Toaldo**, ob wohl Regen zu befürchten wäre? Der Professor, der die Absicht der Frage nicht wußte, antwortete, daß er es für die ersten vier Stunden wenigstens nicht glaubte. Dieser Antwort zufolge ließ der Senator vorspannen, sezte sich in den Wagen, und befahl dem Kutscher, so geschwind als möglich nach Vicenza zu fahren. Kaum aber hatte er die Hälfte des Weges zurükgelegt, als eine schwarze Wolke gerade über ihnen losbrach, und solche Regenströme auf sie herabgoß, daß die Pferde bis auf die Haut eingeweicht wurden, und ihr tief betrübter Herr sogleich nach Padua umkehrte, damit sie keinem

wei-

weitern Uebel ausgesezt wurden. Um sich den Abend zu vertreiben, den er nicht in Padua zuzubringen geglaubt hatte, und um seine üble Laune zu zerstreuen, gieng er unter dem bedektem Gange hin, zu einem benachbarten Kaffeehause, wo der Abate Toaldo in Gesellschaft einiger Freunde saß, ohne sichs träumen zu lassen, daß er den Prokurator so angeführt hätte. Dieser, nach einer kurzen Pause, redete den Abate im ächten venezianischen Geiste von seltsam gemischten Verdruß und Laune mit der Frage an: „Sagen Sie mir doch Herr Professor, wer unter allen Heiligen des Himmels der größeste Dummkopf ist?" — Der Professor sah ihn mit Verwunderung an; da aber die Frage nochmals in einem mürrischen Tone wiederholt wurde, antwortete er ernsthaft: Mein Herr, ich weiß keine Antwort auf solche seltsame Fragen. — „Nun wohl, fuhr der Prokurator fort, so will ich selbst statt ihrer antworten: St. Markus, verstehen Sie wohl, ist ein wahrer Dummkopf und Pinsel, weil er so viele Professoren hält, die Sternkunde, und dergleichen Zeug studieren, und mit aller ihrer Weisheit nicht einmal wissen, ob es regnen wird, oder nicht."

Friede sey mit dir, heiliger Markus! ich sehe, daß ich mehr von Venedig sagte, wo ich

fünf

fünf Wochen, als von Mailand, wo ich fünf Monate war; aber es thut einem immer weh, die süßen Verführungen eines so reizenden Ortes zu verlassen, der unsrer Empfindung so viel Nahrung giebt, und dessen Einwohner mit ihrer aufmerksamen Höflichkeit unsre Eitelkeit bestechen. Gütige, freundliche, liebliche Venezianer! ich muß euch dennoch verlassen, da ich nicht bei jedem Blümchen auf meinem Wege verweilen darf!

Anhang.

Der Wegweiser.

Ancona den 18. October (1786.)

Da ich nun in Rimini von meinem Veturin befreiet war, und das Wetter immer schöner wurde, so konnte ich mich nicht enthalten, eine Streke meiner Reise zu Fuße zu machen. Zu dem Ende nahm ich mir meinen alten Wegweiser aus Rimini mit, der mich schon nach St. Marino begleitet hatte. Dieser führte denn einen Esel bei sich, welcher mein Felleisen trug, und den

sein

sein Besizer mit einer besondern Zärtlichkeit il cavallino (sein Pferdchen) nannte, indem er den eigentlichen Namen desselben sorgfältig vermied.

Wir wanderten am frühen Morgen bei etwas trüben Himmel und einer angenehmen Kühle aus Rimini, durch den Triumphbogen des Augustus, auf der Strada romana nach Pesaro zu, hatten das Meer zur Linken, den hohen Berg von St. Marino zur Rechten, und vor uns allmälig sich erhebende Hügel.

Die Straße war nicht so reizend, wie die von Bologna bis Rimini, aber doch nicht unangenehm. Die Hügel waren zum Theil bebaut, und boten eine abwechselnde Aussicht dar, ob wir gleich zur Linken bald die Aussicht über das Meer verloren.

In den Gasthöfen, wo wir einkehrten, war das Gewöhnliche, was wir immer sogleich erhalten konnten, Trauben, Käse, Wein und Brod. — Die Straße war ziemlich einsam — mein Wegweiser sang von Zeit zu Zeit seine langsame Arie: una bella contadina inamorar mi fa, in lauter halben Tönen, die gar keine angenehme Melodie machten. Dann drehte sich sein Gespräch immer um den Punkt, daß er zwar arm, aber ein vorzüglicher galant homo (ehrlicher Mann) sey. — Siamo poveri ma, — (wir sind arm. — —)

bei

bei dem aber fügte er denn eine Pantomime hinzu, die den ganzen Werth seiner Ehrlichkeit bezeichnen sollte.

Diese Bemerkungen hatten Bezug auf den Umstand, daß mein deutscher Landsmann in Rinini, welcher mir Geld umwechselte, es mir im Beiseyn des Wegweisers heimlich gab, mit dem Bedeuten, es ihm nicht sehen zu lassen. Das hatte diesen galant' ùomo verdrossen, daher schrieb sich die öftere Wiederholung des Ausdruks: siamo poveri, ma — —

Seine Aussicht auf die Zukunft bestand darin, daß wenn er nun alt wäre, und nichts mehr verdienen könnte, ihm doch das noch übrig bliebe, mit dem Hute in der Hand zu sagen: date qualche cosa! (gebt mir ein Almosen) welches er mit einer so vergnügten und hoffnungsvollen Miene vorbrachte, als ob er es wie eine Art von Versorgung oder Pension betrachtete, die ihm auf sein Alter gewiß sey.

Um desto mehr schalt er denn auch schon im Voraus auf die Vornehmen und Reichen, welche diese Versorgung auf alle Weise zu schmälern suchen, und statt einen Bajocco (ein 3 1/2 Pfennigstük) den Armen einen Quattrino (einen Heller) hinwerfen; hierüber gerieth er denn in eine Verbitterung gegen die Reichen, und seine Deklamationen wurden immer heftiger.

Auf die Weise unterhielt mich mein Wegweiser aus Rimini, und versicherte mir, daß er nichts mehr wünsche, als immer so mit mir zu reisen, in quà, in là (hierhin und dorthin) ohne

ein bestimmtes Ziel, weil er nämlich auch schon in St. Marino mit mir gewesen war. Wenigstens wünschte er bis nach St. Loretto mit zu gehn, um auf die Weise einen doppelten Endzwek zu erreichen; die Wallfahrt nach Loretto zu thun, und dazu noch Geld zu erwerben.

Wir kamen gegen Mittag in dem merkwürdigen Orte,

Catolica,

an, der seinen Namen von der Orthodoxie hat. denn die katholischen Bischöfe, welche im Jahr 359 bei der Kirchenversammlung zu Rimini von den Arianern überstimmt waren, begaben sich hieher, und vertheidigten von hier aus ihre angefochtenen und erschütterten Glaubensartikel.

Eine ausführliche Inschrift an der Kirchenmauer erzählt diese Begebenheit, wodurch der Ort gleichsam zu einer Vestung des katholischen Glaubens wurde, aus welcher sich die geschlagenen Truppen gegen die siegenden vertheidigten.

Der Ort an sich selber ist lang und schmal; die Häuser sind niedrig, aber von Stein, und mit dikken Mauern versehen, einige scheinen sehr alt, und an Ruinen gebaut zu seyn.

Vor der Thür des Gasthofes hörte ich, wie mein Wegweiser erzählte, daß er mit einem Signore forastiere (fremden Herrn) zu Fuße gienge. Die Leute wunderten sich hierüber, und meinten, es werde denn wohl immer piano, piano gehen — piano? rief mein Wegweiser aus, und machte eine Beschreibung von der Geschwindigkeit unsers zu

Fuße

Fuße Gehens, daß die Leute noch mehr in Erstaunen geriethen.

Denn wie ich bemerkt habe, ist es auch hier etwas seltenes, daß man wohlgekleidete Leute zu Fuße reisen sieht. Wer nicht zu Wagen oder zu Pferde ist, reitet wenigstens auf einem Esel, welche lezte Art zu reisen hier gar nichts Auffallendes hat; denn unter weges sind uns schon zum öftern Geistliche und andere wohlgekleidete Personen, die auf Eseln ritten, begegnet.

Indes wurde das Wetter immer schöner. — Der Himmel wurde heiter, und die Luft blieb kühl, so daß ich nicht leicht in meinem Leben einen angenehmern Spaziergang gemacht habe, als den von Rimini nach Pesaro. Mein Wegweiser wurde auch immer aufgeräumter, und feuerte mit Allegro! und Corraggio! seinen Muth zum Gehen an.

Allein ihm stand noch ein großer Verdruß bevor: in einem Dorfe hinter Catolica nämlich, wo wir anhielten, war einem Herrn ein Schnupftuch aus der Tasche genommen, und dieser warf seinen Verdacht auf keinen andern als meinen Wegweiser der ihm am nächsten gestanden hatte. — Dieß brachte denn natürlicher Weise meinen Begleiter, der mir so oft wiederholt hatte: siamo poveri, ma — — in eine solche Wuth, daß jener sich bald zurükzog, und kein Wort mehr sagte.

Nun war auf unserm ganzen übrigen Wege nach Pesaro von nichts, als dieser Beleidigung die Rede. Und jede Periode schloß sich immer mit einer Pantomime, als wenn man einem den Dolch ins Herz stößt; das, meinte er nämlich,

hätte jener Signore für seine Beschuldigung verdient, und auf die Weise hätte er sich rächen sollen.

Pesaro.

Wir kamen nun vor dem Schlosse der ehemaligen Herzoge von Urbino, Poggio Imperiale, vorbei, welches nur noch eine Meile von Pesaro entfernt ist, und auf einer Anhöhe eine sehr reizende Lage hat.

Es war schon spät am Abend, da wir uns Pesaro näherten, wohin uns der Weg durch eine anmuthige Gegend führte. In Pesaro waren die Straßen noch sehr lebhaft, nnd die Stadt schien volkreicher wie Rimini zu seyn.

Da wir nun hier in einem Gasthofe mitten in der Stadt eingekehrt waren, und von unserer Wanderung ausruhten, wußte mein Wegweiser nicht genug zu rühmen, was ihm diese Tagreise für Vergnügen gemacht habe; wie traurig und schläfrig die Leute in den Reisekutschen gesessen hätten, die uns begegnet, nnd wie munter und vergnügt wir den ganzen Weg über gewesen wären.

Sonderbar war es, daß dieser Wegweiser, so wie seinen Esel, il cavallino (das Pferdchen), sich selber auch il vetturino (den Fuhrmann) nannte, ob wir gleich zu Fuße giengen; und also seinen Esel sowohl als sich selbst um eine Note höher zu tituliren suchte.

Am andern Morgen früh gieng ich auf dem Walle von Pesaro spazieren. Hier sah ich auf der einen Seite das adriatische Meer, und auf der andern die Stadt vor mir, welche ein nettes An-

sehen

sehen hat, nur daß die meisten Straßen sehr enge, und gemeiniglich die schönsten Paläste in den engsten Straßen sind.

Die Hauptstraße und besonders der Markt war sehr lebhaft; hier fand ich auch einen Buchladen, dessen Besizer sich auf dem Schilde, eben so wie der in Rimini, librajo di Venetia (Buchhändler von Venedig) nannte. Die Buchhändler von Venedig müssen also hier wohl in vorzüglicher Renommee stehen, wie aus diesem Zusaze zu schließen ist.

Die Feigen von Pesaro sind schon von Alters her berühmt, und werden für die besten in Italien gehalten. Als ich einer Verkäuferin auf dem Markte zwei Bajok (ungefähr sechs Pfennige) hingab, daß sie mir Feigen dafür geben sollte, so sahe sie mich verwundernd an, weil ich keinen Korb oder Sak bei mir hätte, worin ich die Feigen fortbringen wollte, alsdann stopfte sie mir beide Taschen voll, und dankte noch dazu für die zwei Bajok, die ich ihr gegeben hatte; in solchem Ueberfluß waren hier die Feigen.

Auf dem Markte steht auch eine marmorne Statue des Pabstes Urban des Achten, der auf dem päbstlichen Stuhle sizend, den Seegen ertheilet. An den Basteien, welche um die Stadt sind, befindet sich das päbstliche Wappen, worin sich hier die beiden Schlüssel wie ein ordentlich bedeutendes Symbol ausnehmen, in so fern sich die lösende und bindende Macht in dem Gebiete des Pabstes, auch auf die irdischen Vestungen erstrekt.

Fano.

Von Pesaro bis Fano, welches nur sieben italienische, (kaum anderthalb deutsche) Meilen sind, machten wir einen Spaziergang dicht am adriatischen Meer auf dem feuchten und kühlen Sande, wo sich die Wellen zu unsern Füßen brachen.

Zur rechten Seite sind kleine Anhöhen, und Fano, welches sich mit seinem kleinen Hafen ins Meer erstrekt, sieht man gleich von Pesaro aus deutlich vor sich liegen, so daß dieser Weg einem vorkommt, als ob man gar nicht auf der Reise wäre, sondern nur von einem benachbarten Orte zum andern einen Besuch machte.

Wir langten noch Vormittags in Fano an, welches ebenfalls ein kleiner lebhafter Ort ist, der in seinem Ansehn viel Aehnlichkeit mit Pesaro hat.

Der Name dieser Stadt schreibt sich aus dem Alterthume her, weil der Glüksgöttin hier ein Tempel (fanum) von den Römern erbauet war; und es ist merkwürdig, daß diese Stadt noch izt eine Fortuna im Wappen führt, deren Natur von Bronze auch einen Springbrunnen auf dem Marktplaze ziert. Auf den Ruinen von dem Tempel der Glüksgöttin ist die Augustinerkirche erbauet.

Der Fluß Metauro, bei welchen das Heer des Asdrubal von den Römern geschlagen wurde, bildet dicht vor der Stadt einen kleinen Wasserfall. Auch sieht man hier einen marmornen Triumphbogen, der bei einer Belagerung der Stadt im Jahr 1458 zwar beschädigt, aber nicht zerstört wurde.

Das mittlere Thor ist nur davon noch übrig;

denn die eine Seitenöfnung ist durch ein Haus verbauet, und die andere zum Behuf eines Kirchenbaues abgetragen. Das Ganze macht dessen unzeachtet einen sehr schönen Effekt, und man sieht noch die Spuren der alten Inschriften, die zum Theil verloschen zum Theil mit Moose bewachsen sind.

Das Theater von Fano ist von solcher Pracht und Größe, daß man beinahe sagen könnte, diese kleine Stadt sey zu dem Theater, nicht das Theater für die Stadt erbauet.

Die Gemählde, welche ich in den Kirchen gesehen habe, stellen schwebende Heilige, voll Andacht knieende Mönche, u. s. w. dar; mich hat nichts davon vorzüglich angezogen; auch warf ich auf dieß alles nur einen flüchtigen Blik, weil ich dafür noch keinen Maaßstab und Gesichtspunkt habe, woraus ich es betrachten kann, so lange ich von demjenigen noch keinen anschaulichen Begriff habe, was die zerstreuten einzelnen Schönheiten in sich faßt, die sich in den mittelmäßigen Werken der Kunst unter dem Mangelhaften verlieren, und sich dem ungeübten Blik entziehen.

Senigaglia.

Von Fano bis Senigaglia waren nur noch drei deutsche Meilen, und wir machten uns gleich nach Mittag auf den Weg, um am Abend dort zu seyn. Ancona, das wie ein Vorgebirge oder Fels ins Meer hervortritt, konnten wir schon am Meer liegen sehen.

Der Weg bis Senigaglia war nicht so angenehm, wie der von Pesaro bis Fano. Wir bekamen

men einen Gefährten, der in Senigaglia zu Hause war, und meinen Wegweiser kannte, mit dem er sich in Unterredung einließ, und ihm, ohne daß ich befragt wurde, den Antrag that, daß wir die Nacht in seinem Hause herbergen sollten, wozu ich denn auf keine Weise geneigt war.

Als wir nun den Abend bei hellem Mondschein in Senigaglia in der Vorstadt anlangten, nöthigte unser Gefährte mich und meinen Wegweiser in sein Haus, das allein und ziemlich abgelegen stand; und als ich dieß verbat, wurde mir der Einwurf gemacht, ich könnte doch nicht mehr in die Stadt kommen, weil das Thor schon zugeschlossen sey. — Ein unbekannter Mensch aber, der nicht weit davon stand, versicherte mir geradezu, ich könne noch sehr gut in die Stadt kommen, und nannte mir zugleich ein Thor, durch welches wir hineingehen müßten.

Mein Wegweiser sowohl als unser Gefährte schienen auf den Unbekannten, wegen der freundschaftlichen Auskunft, die er mir gab, sehr unwillig zu seyn, und ich wurde noch dringender eingeladen da zu bleiben, weil man mich ganz vorzüglich gut bewirthen würde; worauf ich denn erklärte, daß ich schlechterdings in der Stadt im Posthause logiren müsse, und auf die Weise mit einigem Nachdruk die so sehr zudringliche, und mir eben deswegen einigermassen verdächtige Einladung, ablehnte, und nun auch den Entschluß faßte, meinen Wegweiser abzudanken.

Wir giengen nun in die Stadt, wo gleich beim Eintritt ins Thor einige schöne neu gebaute Palä-

ste

sie im Modenschein prangten. Im Posthause, wo wir einkehrten, schien man meinen Wegweiser sehr verächtlich anzusehen, und von unserer Ankunft zu Fuße sich keinen hohen Begriff zu machen. Indeß wurde ich doch noch gut bewirthet, und verabschiedete am andern Morgen meinen Wegweiser, zu dem sich schon ganz in der Frühe unser Gefahrte eingefunden hatte, um sich vermuthlich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Nun machte ich denn am Vormittage einen Spaziergang in der Stadt, die größtentheils aus neu gebauten Häusern und regulären Straßen besteht, und wo noch izt an vielen Orten gebauet wurde. Auch machte ich einen Spaziergang nach dem kleinen Hafen, dessen Damm oder Molo mit dem schwarzen Gitterthurme, der am Ende steht, einen schönen Prospekt macht. Auf den Straßen der Stadt hat man an vielen Orten die Durchsicht nach dem Meere. Längst dem Hafen hin sind einige prächtige Häuser, und die Straßen schön und breit.

Im Hafen lagen aber nur kleine Schiffe oder vielmehr Fischerkähne, obgleich in der grossen Messe, welche im Julius hier gehalten wird, Schiffe aus Norden und der Levante in diesem Hafen landen.

Als ich nun hier nach einem Kaffeehause auf dem öffentlichen Plaze oder Markte gieng, versammelten sich gleich eine Anzahl Vetturine um mich her, welche schon wußten, daß ich zu Fuße gekommen war, und mich zu bereden suchten, mit einem unter ihnen zu fahren, indem sie mir die Gefahr des Fußreisens so fürchterlich wie möglich zu schildern suchten.

Jemehr ich nun zu erkennen gab, daß ich entschieden sey, zu Fuß zu reisen desto geringer wurden ihre Foderungen, bis sich zulezt einer erbot mich für vier Paul (etwas über einen halben Thaler) bis nach Ancona zu fahren, das

von Senigaglia ungefähr drei deutsche Meilen liegt. Dieß Anerbieten nahm ich denn an, und der Vetturin schien sehr zufrieden zu seyn, daß er nur etwas verdiente, weil er sonst leer hätte zurük fahren müssen.

Die Aussicht auf das Meer zur linken, und auf die Hügel mit den einzelnen Landhäusern zur rechten Seite blieb noch immer dieselbe. Wir hatten die Stadt Ancona immer im Gesicht, die wie eine steile Felsenmasse ins Meer hervortrat, bis, so wie wir uns näherten, allmälig die Dächer der Häuser sichtbar wurden, und diese graue Felsenmasse nach und nach das Ansehen einer Stadt bekam.

Ancona.

In der Nähe von Ancona kamen wir über einige Anhöhen, die eine vortrefliche Aussicht auf das adriatische Meer und die jenseitigen Küsten darboten, die sich hier nun schon weit deutlicher als in Rimini zeigten, und den griechischen Himmel der Einbildungskraft und dem Auge darstellten.

Die Hügel selbst, über die wir fuhren, waren schön und fruchtbar, und die Stadt Ancona stellte sich mit ihrer amphitheatralischen Lage, je näher wir kamen, immer prächtiger dar. Aus der Masse der übrigen Häuser trat auf der Höhe ein majestätischer Dom mit einem Portikus hervor, der die Idee an einen alten griechischen Göttertempel erwekte, der auch ehemals der Venus geweiht und von den alten Griechen oder Doriern erbaut, auf eben diesem Flek soll gestanden haben, worauf sich ein Vers aus dem Juvenal bezieht:

Vor dem Tempel der Venus, vom
Dorischen Ancon emporgetragen.

Dicht vor der Stadt begegneten uns sehr viele wohlgekleidete Leute, welche spazieren giengen

gen. — Wir kamen durch eine lange Straße nach dem Posthause, und es war hier beinahe so gedrängt voll Menschen, wie in einer Londoner Strasse.

Auch ist unter allen Italienischen Städten, die ich bis jezt gesehen habe, Ancona die lebhafteste.

Wir kamen noch zu Mittage hier im Posthause an, wo an der Wirthstafel gespeißt wurde, und die Bewirthung vorzüglich gut ist. Für Frühstük, Mittag und Abendessen und Logis, wird zehn Paul (ohngefähr 1 1/2 Thaler) bezahlt, welches zwei Paul mehr ist, als man sonst gewöhnlich für die tägliche Zehrung entrichtet, wenn man alla mercantile (wie Kaufmann) reiset; denn darnach wird man ordentlich gefragt, wie man bedient seyn will; und dann giebt es die beiden Arten, daß man entweder wie Kavalier, oder wie Kaufmann reiset. Diese Eintheilung scheint darin ihren Grund zu haben, daß man sich unter der Benennung Kaufmann einen Juden denkt, der sich auf der Reise so ökonomisch wie möglich einzurichten sucht, wornach denn auch sogleich die Bedienung abgemessen wird.

Bei Tische sprach ich einen Deutschen, der ein katholischer Geistlicher war, und von Rom nach Wien zurükkehrte. Dieser rühmte mir denn am angelegentlichsten einen deutschen Gasthof in Rom, wo ich ja nicht aus der Acht lassen sollte, meinen Tisch zu nehmen, wegen der vielen Vorzüge, die er vor den italienischen Speisehäusern hätte. In Mantua sprach ich auch einen Kanonikus, der eben aus Rom zurükgekehrt war, und mir ebenfalls das deutsche Speisehaus ganz vorzüglich rühmte. Uebrigens sprachen diese beiden Herren von ihrem Aufenthalt in Rom eben nicht mit viel Interesse.

Ich machte nun gestern Nachmittag noch einen Spaziergang in der Stadt. Am lebhaftesten ist die Straße, welche sich am Fuße des Berges,

worauf die Stadt erbauet ist, längst dem Meere hin erstrekt, und wo die Waarenlager, und gleich hinter den Häusern die Anstalten zu der Ausladung der Schiffe sind. Diese Straße ist gewissermassen im Kleinen, was der Strand in London im Großen ist.

In dieser Straße ist auch die Börse, von der man auf einem Balcon eine herrliche Aussicht aufs Meer hat. Das Gebäude selbst ist prachtvoll verziert; in dem gewölbten Saale steht eine Religion von Marmor, und Glaube, Liebe und Hofnung sind ebenfalls in Marmor abgebildet. Man kann hier auch Erfrischungen bekommen, und wegen der vielen Fremden von allen Nationen, die man hier zusammen sieht, ist es sehr angenehm, hier eine Weile zuzubringen. Ich wurde hier auch von einem jungen Menschen angeredet, der mich dem ersten Anblik nach, gleich für einen Deutschen hielt, und mir sagte, daß er im Begriff sey, von hier aus zu Schiffe nach Venedig zu gehen.

An dem südlichen Ende der langen Straße längst dem Meere kömmt man durch einen engen Gang auf einmal in den Hafen, der mit seinem Molo, und dem Triumphbogen des Trajan auf demselben einen prächtigen Anblik macht. — In dem Hafen lag eine beträchtliche Anzahl großer Schiffe, worunter sich mehrere englische befanden. Und dieß ist also nun der Hafen, von dem es heißt:

Unus Petrus in Roma, unus portus in Ancona.

Ein Petrus ist nur in Rom, ein Hafen in Ancona; weil dieser Hafen wirklich an der adriatischen Küste der vorzüglichste, und allen Religionen hier ein ungehinderter Aufenthalt verstattet ist, worauf die schöne Inschrift über dem einen Stadtthore anspielt:

Wechselseitige Treue und Glauben,
Auf welche der Flor eurer Stadt, ihr edlen Bewohner, sich gründet,
Freuen sich, hier im geselligen Frieden,
An einem Orte zu wohnen.

Das Gewimmel so verschiedener Nationen, und

Klei-

Kleidertrachten hier am Hafen und auf der Börse macht wirklich einen schönen Anblik, wozu sich noch die angenehme Vorstellung gesellt, daß man sich im Kirchenstaate befindet, und dennoch eine solche Freiheit und wechselseitiges Verkehr der verschiedensten Glaubensverwandten an diesem Orte statt findet.

Der Hafen heißt noch izt in der öffentlichen Inschrift der Hafen des Trajan, welcher ihn auf eigene Kosten ausbessern ließ, und dem dafür auf dem Molo dieses Hafens ein Triumphbogen von schönem weißen Marmor vom Senat errichtet wurde. -- Dieser Triumphbogen ist noch ganz unversehrt, und gewiß eines der prächtigsten Denkmäler des Alterthums, obgleich die Statuen und Trophäen von Bronze, womit er ehemals verziert war, jezt nicht mehr daran vorhanden sind.

Die Quaderstüke, woraus er besteht, sind von parischem Marmor, und so genau mit eisernen Klammern an einander gefugt, daß man kaum die Fugen sehen kann. Er hat vier korinthische Säulen, und einen Durchgang mit einer Attika darüber, auf welcher nach der Stadtseite zu noch folgende alte Inschrift steht:

„Der Senat und das römische Volk haben dem „Trajan diesen Triumphbogen errichtet, weil er diesen Hafen auf seine eigene Kosten zu der Sicherheit der Schiffenden in bessern Stand gesezt, und „wieder hergestellt hat."

Auch die Namen der Frau und Schwester des Trajan, welche er vorzüglich liebte, sind an den Seiten zwischen den Säulen eingehauen, und dem Namen des guten Kaisers zugesellt worden.

Mit dem einen Fuße steht dieser Triumphbogen im Meere und mit dem andern auf dem Molo; auf einer kleinen Mauer kann man bis dicht heran gehen, und dieses Denkmal auch nach oben zu ganz in der Nähe betrachten, wo man die erstaunliche Größe der Marmorbloke, woraus es zusammengesezt ist, deutlich bemerken kann; ein solches Werk

mußte freilich wohl anderthalb Jahrtausenden trotzen und das Gepräge der Vorzeit unversehrt auf die Nachwelt bringen.

Aber eine der wunderbarsten Empfindungen ist es, sich diesen Zeitraum und die Generationen zu denken, die in diesem Zeitraum verschwunden sind, und nun ein Werk von Menschenhänden gemacht, vor sich zu sehen, das alle diese Generationen ausgedauert hat, und in seiner ursprünglichen Pracht und Schönheit, sich noch izt, wie damals, in den Augen der Lebendigen darstellt.

Einen furchtbaren Anblik machten die Galeerensklaven, welche gegen Abend paarweise mit ihren Ketten klirrend, unter der Anführung ihres Befehlshabers oder Zuchtmeisters, auf dem Molo aufzogen, und ein fröhliches Lied sangen. —

Als der Zug zu Ende war, und alle gezählt waren, lagerten sie sich auf den Boden, wo einige das Geld zählten, das sie sich den Tag über in der Stadt erbettelt oder mit Arbeit erworben hatten, und einige sogleich wieder mit einander darum würfelten.

Die Verschiedenheit unter diesem Haufen war erstaunlich — einige waren zerlumpt und halb nakt, und machten mit ihrem straubichten Haar einen abscheulichen Anblik — andere waren so wohl gekleidet, daß nur die Kette am Fuß verrieth, daß sie zu der Anzahl der übrigen gehörten.

Ihr Anführer, dessen Anzug selbst ziemlich schlecht war, las zur bestimmten Stunde ihre Namen ab, und sie mußten Paar bei Paar in ihren Kerker gehen, worin sie die Nacht über eingespert werden.

Es war erstaunlich, welche Ruhe und Zufriedenheit sich auf den Gesichtern der meisten auszeichnete, und wie sie gerade so vergnügt waren und untereinander scherzten und lachten, wie Leute, die nach vollbrachter Tagsarbeit sich nun in ihren Häusern unter den Ihrigen wieder finden und in ihren Betten sich schlafen legen. Da

Da, wo man durch einen engen Gang aus der Stadt auf den Molo geht, wurde von allerlei zusammengeraften Holzwerk und andern brennbaren Sachen, zur Vertreibung der schädlichen Dünste, ein großes Feuer unterhalten, und gegen Abend wurde es schon so kühle, daß man sich an diesem Feuer zugleich wärmte.

Es war übrigens ein sehr schöner Abend, und ich machte nun noch einen Spaziergang in der Stadt von unten bis oben hinauf, wo denn natürlicher Weise die Straßen immer enger, und das Aufthürmen der Häuser über einander immer gedrängter wurde. — Auf den Straßen war es sehr lebhaft, und eine große Anzahl Leute gieng immer mit mir nach einer Richtung der Stadt hinauf, bis wir auf einmal auf einen großen und schönen Plaz vor der Hauptkirche gelangten, die, wenn man sich der Stadt nähert, mit ihrem hervorspringenden Portikus schon einen so prächtigen Anblik macht.

Auf diesem Plaze vor der Kirche giengen nun die Einwohner von Ancona spazieren, um der schönen Aussicht und der frischen Abendluft zu genießen.

Heute früh wiederholte ich meinen Spaziergang von gestern Abend, und stieg noch eine kleine Anhöhe hinauf, bis zu der Kirche St. Cyriac, wo ich nun vor mir das adriatische Meer und die jenseitige Küste, und unten zu meinen Füßen den Hafen, mit seinen beiden Triumphbögen sah; denn nicht weit von dem Triumphbogen des Trajan ist noch ein anderer moderner unter dem Namen des Klementinischen Bogen, aber nicht von Marmor, errichtet.

Ich konnte gerade auf den mit einer hohen Mauer umgebenen schmuzigen Hof auf den Molo hinunterbliken, der die Galeerensklaven einschließt. Hier sah ich nun deutlich ihre ganze häusliche Einrichtung, das ganze Gewühl und Gewimmel der in diesem engen Raume eingesperten beträchtlichen Anzahl von Menschen; wie sie mit ihren Töpfen und Kesseln durch einander liefen, einige auf der schmuzigen Treppe lagen, und winselten, andere sich ihr Frühstük kochten und wie diese, hier vereinte Familie den schönen Morgen genoß, dessen erquikender Glanz ihnen freilich nur zum Theil vergönnt wurde; denn noch ließen die hohen Mauern keinen Strahl der Sonne in diese gemeinschaftliche Schlafstätte fallen.

So wie man nun von dieser steilen Anhöhe der Stadt immer tiefer hinunter steigt, vermehrt sich das Leben und Gewühl, die Straßen, in denen oben die Häuser

wie Nester an den Felsen hängen, erweitern sich allmählich, bis man ganz unten schöne Gebäude, geräumige Pläze, und alle Merkmale einer wohlhabenden Stadt siehet.

Einen prächtigen Anblik macht das Lazareth, welches mitten im Meere angelegt ist, und wo alle aus der Levante kommenden Schiffe Quarantaine halten müssen. Der Zwek dieses Gebäudes ist durch die simple Inschrift bestimmt:

Ad suspicionem pestilentiae amovendam
Den Argwohn wegen der Pest zu verbannen.

An der Landseite ist ein schöner Spaziergang, wo man dies Gebäude genau betrachten kann; es ist wie eine Festung mit Mauern und Thürmen umgeben, und inwendig sind erst die Wohnungen, deren Fenster nicht nach außen, sondern alle nach dem Hof gehen; und in der Mitte auf dem Hofe ragt eine Kapelle von besonderer Bauart hervor. Von dem berühmten Baumeister Vantivelli schreibt sich der Plan zu diesem Gebäude her.

Als ich von diesem Spaziergang wieder in die Stadt zurükkehrte, begegnete mir eine Anzahl Galeerensklaven, welche Tonnen trugen; ich hörte ihre Ketten schon von ferne klirren, und dachte mir alles Schrekliche ihres Zustandes, welches bald verschwand, da ich näher kam, und sahe, wie sie mit den Leuten in der Stadt vertraulich sprachen, von Vorbeigehenden angeredet wurden, und sich mit ihnen grüßten, gleichsam, als ob sie gar nicht von der Gesellschaft der übrigen ausgeschlossen wären, und in ihrer Funktion mit zum Staate gehörten.

Als ich nun zum erstenmale auf den Markt kam, überraschte mich das erstaunliche Gewühl von Menschen, von allerley Stand und Nationen, worunter sich besonders viele Griechen befanden. Die Tracht der Bäuerinnen zeichnete sich durch einen besondern Dekel oder Müze auf dem Kopfe mit herunterhängenden Franzen aus. Da, wo das Gemüße erkauft wurde, klang das einzige Wort Bajoki (eine päbstliche Scheidemünze von Kupfer) einem von allen Seiten her in die Ohren; denn mit Bajoki werden hier im Kleinen alle Rechnungen abgethan, und die Rechnung mit dem päbstlichen Gelde ist sehr leicht; denn 10 Bajoki machen einen Paul (ohngefehr 4 Groschen) und zehn Paul einen Skudi. In der hiesigen groben Aussprache der Bauern, und des gemeinen Volks aber heißt un paulo, un pavvolo.

Inhalt.

Seite.

I. Neapel - - - - 1.

II. Gegend um Neapel - - 64.
(Beide aus Neapel und Sicilien, auf einer Reise 1785 und 1786 gesammlet von M. Friedr. Münter, a. d. Dänisch. übersezt, Kopenhagen, 1790.)

III. Venedig. - - - 123.
(Bemerkungen auf der Reise — — von Esther Lynch Piozzi, a d. Englisch. mit Anmerk. von Geo. Forster. Frankfurt und Mainz, 1790.)

IV. Reise von Rimini nach Ancona - 191.
(Von K. P. Moritz, aus Italien und Deutschland, viertes Stück, Berlin, 1791.)

Nachricht an den Buchbinder.

Das nebenstehende Blatt pag. 173 und 174., wird für das im L Bogen gleichlautend paginirten, eingebunden.

Penker, Christian Erdmann,

Skizzen. von Italien

Schwabach 1794

Ital. 355
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10079151-3
VD18 15309606